Band 945 • DM 2,20

Neuer Roman

BASTEI

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark

Verdammte Totenbrut



Band 945 • DM 2,20
Schweiz Fr 2,20 / Österreich S 18
Frankreich F 10,00 / Italien L 2800 / Niederlande f 2,90 / Spanien P 275



Verdammte Totenbrut

John Sinclair Nr. 945

von Jason Dark

erschienen am 13.08.1996

Titelbild von Yves Kervévan

Sinclair Crew

Verdammte Totenbrut

Er saß mir gegenüber, hieß William Cox, sah blendend aus, auch wenn erste graue Strähnen sein Haar durchzogen. Er lächelte mich strahlend an und sagte dann, als wäre es die natürlichste Sache der Welt: »Vor Ihnen sitzt ein dreifacher Mörder, Mr. Sinclair!«

Ich war überrascht. »Oh - und jetzt?«

»Nun hat dieser dreifache Mörder höllische Angst vor seinen toten Frauen…«

Der zweite Hammer. Die erste Eröffnung hatte ich noch ein wenig ungläubig zur Kenntnis genommen, nun aber schaute ich ihn mir genauer an. Von seinem Haar habe ich ja schon geschrieben, darunter zeigte das Gesicht eine Bräune, die mich nur neidisch machen konnte mit meiner blassen Haut. Er hatte eine kräftige, sehr männliche Nase, hohe Wangenknochen und eine ebenfalls hohe Stirn. Der Schnitt seines Mundes sowie das Kinn deuteten darauf hin, daß er es gewohnt war, sich durchzusetzen. Er trug ein schlammfarbenes Jackett, dazu eine schwarze Hose und ein ebenfalls dunkles Wollhemd, dessen Knopfleiste bis zum Hals hin geschlossen war.

Seine Hände lagen auf dem Tisch und umfaßten das halbvolle Bierglas. Ich sah, daß die Finger zitterten. Seine Ruhe war nur gespielt, er hatte sich sehr in der Gewalt, was auch sicherlich sein mußte, wenn er sich schon zu einem derartigen Geständnis entschlossen hatte.

»Sie sagen nichts, Mr. Sinclair.«

»Im Augenblick bin ich sprachlos.«

Er verzog die Lippen und zeigte ein dünnes Lächeln. Dann löste er seine Hände vom Glas und streckte sie mir entgegen. »Eigentlich müßten sie mich jetzt verhaften, denn Sie sind Polizist. Stimmt's?«

»Im Prinzip haben Sie recht.«

William Cox ließ die Hände auf dem Tisch liegen. »Und warum nehmen Sie keine Handschellen, legen die mir um und verhaften mich?«

»Weil die Sache noch einen Haken hat, nehme ich an.«

Sein Lächeln blieb, wurde aber etwas lauernder. »Sie denken an den letzten Satz?«

»So ist es.«

»Und was, bitte schön, denken Sie darüber?« Er zog seine Hände wieder zurück. »Halten Sie es für einen Witz?«

»Nein, Mr. Cox. Wegen eines Witzes hätten Sie sich nicht mit mir zu treffen brauchen, denke ich.«

»Sehr richtig.«

»Dann sind Sie also tatsächlich ein dreifacher Mörder.«

»Exakt.«

Das mußte ich erst einmal verdauen! Wie ein dreifacher Mörder sah William Cox auch gar nicht aus. Er machte eher den Eindruck eines smarten Managers in den mittleren Jahren. Einen Killer stellte man sich nicht so vor. Und auch unsere Umgebung konnte als bürgerlich angesehen werden.

Sie war nicht düster, sondern hell, freundlich und voller Menschen, die nach Feierabend den einen oder anderen Schluck genießen wollten.

Wir hatten uns in einem der zahlreichen Londoner Pubs getroffen. Es

gehörte keineswegs zu den In-Lokalen, diese Bierschwemme gab es in dieser Form schon seit Jahrzehnten. Vieles war gelassen worden, auch die alte Theke und die Bilder auf den Holzverkleidungen an den Wänden. Nur die Bestuhlung hatte man erneuert und natürlich auch den Bereich der Theke, wo das Bier gezapft wurde.

Cox zündete sich eine Zigarette an. Er hatte sie einer kleinen Blechdose entnommen, auf deren Deckel ich einen Vogel mit einem farbigem Gefieder sah, der zu einem Mann in orientalischer Tracht hochschaute. Die Zigaretten waren ziemlich kurz, ihr Tabak von besonders kräftigem Aroma.

Zum Glück hatte mir Cox Zeit gelassen, seine Geständnisse zu verdauen. Daß die Sache einen gewaltigen Haken hatte, war mir klar, und wahrscheinlich ging es ihm auch um diesen Haken, von dem ich noch nicht viel wußte.

Der Glutpunkt seiner Zigarette leuchtete stärker, bevor sich Cox erkundigte, ob ich denn keine Fragen hätte.

»Sicher habe ich die. Ich versuche mir nur ein Bild von Ihnen zu machen. Auch ich sitze nicht jeden Tag einem dreifachen Mörder gegenüber - falls es denn so sein sollte.«

»Sie können Gift darauf nehmen«, sagte er.

Ich winkte hastig ab. »Lieber nicht, aber ich denke an meine Kollegen, die es nicht geschafft haben, sie zu fassen. Diese Morde sind sicherlich aufgefallen.«

»Drei Frauen.«

»Und warum sind Sie noch nicht gefaßt worden?«

»Ich war eben zu gerissen.«

»Aha.«

»Sie glauben mir nicht!«

»Doch, sonst säßen Sie ja nicht hier. Sie haben mir gegenüber ein Geständnis abgelegt. Sie sind also nicht mehr auf der Flucht.«

Cox hob die Schultern. »Ich sitze Ihnen ja nicht grundlos gegenüber, Mr. Sinclair. Gerade Ihnen.«

»Das müssen Sie mir erklären.«

»Gewisse Leute wissen um Ihren Job. Sie beschäftigen sich mit Dingen, die etwas außerhalb unserer Realität liegen. Habe ich recht?«

»Jaa«, gab ich gedehnt zu.

»Und das habe ich erfahren.«

»Aber Sie haben sich nicht mit mir getroffen, weil ich Sie verhaften soll?«

»Auf keinen Fall.«

»Was ist der Grund?«

»Den kennen Sie.« Er hatte sich vorgebeugt und blieb auch in dieser Haltung sitzen, senkte die Stimme, weil er nicht wollte, daß die Gäste an den Nachbartischen etwas von unserem Dialog mitbekamen. »Ich

habe eine verdammte Angst vor diesen Frauen.«

»Die Sie umgebracht haben?«

»So ist es.«

»Dann sind sie nicht tot?«

Cox mußte lachen. »Richtig, völlig richtig und auch völlig logisch gedacht, Mr. Sinclair. Aber so einfach ist das nicht. Ihnen kann ich es ja sagen, Sie werden es begreifen. Diese Frauen sind tot, und sie sind es doch nicht.«

Ich zog mich in meine unwissende Ecke zurück. »Damit kann ich noch immer nicht viel anfangen, wenn ich ehrlich sein soll.«

Er schüttelte den Kopf. »Jetzt spielen Sie aber Theater, Mr. Sinclair. Kommen Sie, denn Sie können damit schon etwas anfangen. Tot und nicht tot, da gibt es doch nur eine Erklärung.« Wieder senkte er seine Stimme zu einem Flüstern herab. »Diese drei Frauen sind untot. Sie waren mal tot und sind es nicht mehr.«

Ich malte mit einem Fingernagel Kringel auf die Reklame eines leeren Bierdeckels. »Sie würden Ihre drei Frauen auch als Zombies ansehen, Mr. Cox?«

Jetzt strahlte er fast. »Das haben Sie richtig erfaßt, Mr. Sinclair. Gratuliere. Meine drei Frauen sind zu Zombies geworden. Zu rächenden Untoten.«

»Aha«, sagte ich, »und das geht so einfach über die Bühne?«

»Nein.«

»Dann müssen Sie etwas Besonderes gewesen sein, Ihre drei Verflossenen, oder?«

»Ja, das waren sie«, gab er zu. »Aber das habe ich erst später bemerkt, zu spät.«

»Und getötet haben Sie die drei?«

Er wiegte den Kopf. »Sagen wir so, ich war nicht eben unschuldig an Ihrem Ableben.«

»Darf ich fragen, was Sie von Beruf sind, Mr. Cox.«

»Das ist schwer zu beantworten.«

»Versuchen Sie es!«

»Nun ja, wie Sie meinen. Ich bin mal dieses, mal jenes. Ich lebe gut, nur lasse ich lieber andere arbeiten und…«

»Das hört sich nach einem Dieb an«, unterbrach ich den Mann.

»Irgendwo haben Sie recht. Ich bin auch ein Dieb. Früher hätte man gesagt, ich bin ein Herzensdieb.«

»Ahhh«, staunte ich, »so läuft also der Hase. Das ist natürlich interessant. Ein Heiratsschwindler.«

»Bingo!«

»Dann sind Sie einer. Sie haben diesen drei Frauen also die Ehe versprochen.«

Er grinste in sich hinein und wand sich wie ein Aal. Dann leerte er

seinen Krug, bestellte ein neues Bier und meinte: »Nicht direkt versprochen, Mr. Sinclair. Ich habe immer alles offen gelassen und mich mehr durch Andeutungen auf das Ziel zubewegt.«

»Was auch nicht die feine englische Art ist.«

»Das kann man sehen, wie man will, Mr. Sinclair. Sie glauben gar nicht, was viele Frauen zu tun bereit sind, um an einen Mann zu gelangen. Natürlich müssen Sie ein gewisses Alter überschritten haben und sich in einer bestimmten Umgebung befinden…«

»Welche Umgebung haben Sie bevorzugt?«

Er lachte, so daß es sich anhörte, als wollte er mich auslachen. »Man merkt, daß Sie sich nicht auskennen, Mr. Sinclair, nehmen Sie mir mein Gelächter deshalb nicht übel, aber diese einsamen Frauen lernt man am besten in den Kurorten kennen. Ich habe mir da einen solchen Ort ausgesucht.«

»Welchen? Brighton?«

»Nein, nein. Brighton ist mir zu überlaufen und auch nicht intim genug. Bath«, sagte er. »Die Stadt Bath. Nicht weit von hier, aber für mich ideal. Ich habe mir dort sogar eine kleine Wohnung genommen, wovon die Frauen natürlich nichts wußten. Für sie kam ich aus der Nähe von Oxford, wo ich tatsächlich mal zwei Semester studiert habe, aber das liegt lange zurück.« Er drückte seine Zigarette aus. »Ich will aber nicht abschweifen und möchte noch einmal betonen, daß ich Sie in Bath kennenlernte.«

»Und dort haben Sie die Ladies auch umgebracht?«

William Cox lehnte sich zurück, lächelte dem Mädchen zu, das das Bier brachte, und hob die Hände. »Nicht direkt in der Stadt und auch nicht direkt als Mörder.«

»Gut, sagen wir es indirekter.«

»Damit kann ich leben.«

»Wie hießen die drei Damen, die Sie auf dem Gewissen haben?«

»Da war zum einen Betty Lane - dann Caroline Dee und Sharons Winters.«

Ich hatte genau zugehört, aber die Namen sagten mit nichts, deshalb wollte ich sie von unserer Fahndungsabteilung überprüfen lassen.

»Sie scheinen keine der Frauen zu kennen, Mr. Sinclair.«

»So ist es.«

Cox nickte. »Gut. Wenn Sie noch etwas Zeit haben, könnte ich Ihnen berichten, wie diese Frauen ums Leben gekommen sind.«

»Ein dreifaches Mordgeständnis mit Tathergangsbeschreibung?«

Er schüttelte den Kopf und verzog den Mund. »Ich bin gespannt, ob Sie das auch noch sagen, wenn Sie die Geschichten gehört haben.«

Es war zwar schon rein verrückt, daß ich hier mit einem dreifachen Mörder saß, aber nicht unmöglich. Und ich hatte mir zudem ein Bild von ihm machen können. Mochte er seine Frauen noch so

angeschwindelt haben, mir wollte er wohl die Wahrheit erzählen, denn er hatte tatsächlich Angst vor ihnen.

»Ich habe Zeit, Mr. Cox.«

»Ja, dann spitzen Sie mal die Ohren...«

***

William Cox' Bericht

Nachdem ich Betty Lane bei einer kleinen Autopanne geholfen hatte, war sie so glücklich, daß sie meine Einladung zu einem gemeinsamen Diner sofort annahm.

Wir verabredeten uns in einem der schönsten Lokale von Bath, zum Glück war ein Tisch frei -, und ich besorgte noch eine Rose, die ich neben Bettys Teller legte, denn ich war um einige Minuten zu früh in dem Treff-Lokal. Das hatten wir so abgemacht, denn sie mußte sich noch um ihre Anwendungen kümmern und hatte deshalb keine genau Zeit angeben können. Aber sie war so gut wie pünktlich, das heißt, ich wartete nur rund zehn Minuten. Als sie kam, erkannte ich sie kaum wieder, denn sie trug ein Outfit, das darauf schließen ließ, wie sehr ihr daran gelegen war, diesen Abend nicht mit dem normalen Dessert zu beenden.

Das kleine Schwarze paßte irgendwie immer. So war es auch bei Betty. Nur saß es bei ihr etwas zu eng und war auch eine Idee zu kurz. Ob bewußt oder nicht, war mir nicht klar. Ich registrierte es, als ich mich erhob und ihr galant die Hand küßte. Dabei schaffte sie es tatsächlich, leicht zu erröten.

Bevor sie sich setzte, fuhr sie mit der Hand durch ihr dunkles Haar - es war eine Idee zu schwarz, um echt zu sein -, dann entdeckte sie die Rose, staunte mich an und fragte, einem kleinen Kind sehr ähnlich: »Ist die für mich?«

»Selbstverständlich.«

»Toll.«

»Nicht der Rede wert. Eine Rose ist eigentlich zu wenig für eine schöne Frau wie Sie.«

Betty Lane wußte nicht, was sie sagen sollte. Sie nahm die Rose zwischen ihre Finger, schnupperte den Duft und schloß für einen Moment die Augen. »Wissen Sie, wie lange es her ist, daß mir jemand eine Rose geschenkt hat, William?«

»Nein, aber sehr lange kann es nicht her sein.«

»Sie Schmeichler, Sie. Doch, ziemlich lange. Aber jetzt habe ich sie.« Betty legte die Rose wieder auf den Tisch zurück. »Und das finde ich einfach wunderbar.«

Ein Ober erschien, hielt die Speisekarte in der Hand und erkundigte sich nach dem Aperitif. Bevor er mit Vorschlägen herausrücken konnte, sagte Betty: »Ich würde gern ein Glas Champagner trinken.«

»Champagner - sehr wohl. Und Sie mein Herr?«

»Ich nehme das gleiche.«

Der Ober ließ die Speisekarten auf dem Tisch, die zum Glück nicht zu groß waren, und zog sich zurück. Für einen Moment entstand zwischen Betty und mir eine kleine Pause, ich hatte Zeit, sie mir genauer anzuschauen. Die Jahre sah man ihr nicht an. Sie mußte um die Vierzig herum sein, war wirklich gut gebaut, wie man so schön sagt, nicht zu schlank, was sich auch auf dem rundlichen Gesicht niederschlug. So hatten die Falten keine Chance gehabt, sich in ihre Haut zu graben. Eine kleine Nase, runde Augen, ein Herzmund, die dunklen, leicht glänzenden Haare, die etwas zu steif auf dem Kopf lagen, dann die Kleidung, all das kam mir etwas gestrig vor. Das Feuer ihrer Leidenschaft war jedoch topaktuell. So etwas spürte ich, dafür hatte ich einen Blick und natürlich auch meine Erfahrungen.

Der Champagner wurde gebracht, und nach dem ersten Schluck sprachen wir uns bereits mit den Vornamen an.

Anschließend durchforsteten wir die Karte. Wir konnten uns Zeit lassen, wir wurden auch nicht gestört, denn die Tische in diesem großen Restaurant standen weit genug auseinander. Alles war sehr gediegen, aber auch etwas konservativ.

Beide entschieden wir uns für ein leichtes Menü mit vier Gängen, und Betty überließ es mir, den Wein auszusuchen.

Danach gerieten wir ins Plaudern, aßen zwischendurch, ohne jedoch die einzelnen Gänge richtig zu würdigen, weil wir zu sehr mit uns selbst beschäftigt waren.

Schon vor dem Servieren des Desserts konnte ich feststellen, daß Betty genau die Frau war, die ich gesucht hatte. Allein, ohne nahen Anhang und auch wohlhabend, wie ich zwischen ihren Worten heraushörte, denn sie sprach von einigen Mietshäusern, die ihr gehörten, nebst bestimmter Aktienpakete.

Der Wein war köstlich. Er brachte uns in eine wunderbare Stimmung, und Betty taute immer mehr auf. Ihr Lachen perlte mir des öfteren entgegen, sie gab sich unheimlich locker, und ihre kurze Jacke mit der Goldstickerei auf dem schwarzen Stoff hatte sie längst abgelegt.

Für mich wurde es Zeit, den ersten Angriff auf ihre »Tugend« zu starten. Wie zufällig berührten sich unter dem Tisch unsere Beine, was Betty zuerst nicht registrierte oder es als Zufall abtat, dann aber aufmerksam wurde, als ich mein Knie gegen das ihre lehnte. In ihren Augen leuchtete es auf.

Das Knie zog sie nicht zurück, auch dann nicht, als ich das meine leicht bewegte.

Sie lächelte.

Ich hob mein Glas. »Trinken wir auf uns und auch darauf, daß dieser Abend noch nicht beendet ist.«

»Sie wollen ihn fortführen, William?«
»Daran dachte ich.«
»Und wo?«
Ich hob die Schultern, bevor ich zu einer Notlüge griff. »Sicherlich kennen Sie sich hier in Bath einigermaßen aus, im Gegensatz zu mir. Können Sie nicht etwas vorschlagen? Eine kleine, intime Bar, in der man auch tanzen kann?«
»Meinen Sie?«
»Der Abend ist jung…«
»Sicher.« Sie lächelte versonnen, und ihre Augen hatten einen Ausdruck bekommen, den ich von Frauen her kannte, die ihre Moralvorstellungen über Bord geworfen hatten.
»Wo sollen wir hin?«
»Heart to Heart!«
»Bitte?«
»Herz zu Herz. Eine wirklich nette Bar, die nicht unbedingt von Jugendlichen frequentiert wird. Dort spielt man eine Musik, nach der auch wir tanzen können. Es ist nicht einmal weit, wir können Sie auch zu Fuß erreichen.«
»Einverstanden.« Ich strahlte sie an. »Aber nach dem Mokka - den werden Sie doch noch trinken.«
»Ich brauche ihn auch.«
Knappe zwanzig Minuten später hatten wir den Mokka getrunken, die Rechnung war von mir beglichen worden, und wir befanden uns auf dem Weg zu dieser Bar. Betty hatte sich bei mir eingehakt und preßte sich beim Gehen an mich.
Es war ein herrlicher Abend. Der Himmel wirkte wie gemalt und war sternenklar.
Wir hatten uns auch schon geküßt, und ich hatte Bettys Zunge in meinem Mund gespürt wie eine zuckende Schlange. Sie war heiß und wartete darauf, befriedigt zu werden.
»Das ist romantisch, William«, flüsterte sie. »So herrlich romantisch, ehrlich.«
»Finde ich auch.«
Später wurde es noch romantischer, denn die Bar war genau das richtige für Verliebte, die während des Tanzens schon das Vorspiel probierten. Auch meine Hände gingen dabei auf Wanderschaft.
Durch den dünnen Kleiderstoff waren ihre straffen Brüste genauso zu spüren, als hätte sie nichts angehabt. Betty hatte nichts dagegen, so berührt und gestreichelt zu werden. Sie kicherte und preßte ihren Unterleib noch fester an mich.
Es kam, wie es kommen mußte. Wir landeten in ihrer Hotelsuite im Bett, wo Betty wirklich alles von mir forderte. Sie war unersättlich. Wir trafen uns auch am nächsten Tag, am übernächsten und so weiter.

Aber einen Tag in der Woche brauchte sie für sich. Den Freitag, da konnte ich machen, was ich wollte, sie war einfach nicht zu halten, und sie sagte mir auch nie, wohin sie dann ging.

Das ärgerte mich.

Wir waren schon knapp vier Wochen zusammen, da beschloß ich, ihr zu folgen. Nicht aus Eifersucht, es war mehr die Neugierde, die mich antrieb. Ich hatte mir für diesen Tag einen kleinen Fiat geliehen, wartete vor dem Hotel an einem Platz, von dem aus ich den Eingang gut im Blick hatte, und wartete auf sie.

Betty Lane kam auch, aber ich erkannte sie erst auf den zweiten Blick, denn das um den Kopf geschlungene Tuch und der helle Übergangsmantel veränderten sie schon. Von ihrer Eleganz war in diesem Outfit nicht mehr viel übriggeblieben.

Sie hatte sich ihren Wagen, einen älteren Jaguar, vorfahren lassen, stieg ein und fuhr los.

Ich hoffte, daß es nicht über die Autobahn ging, denn da hätte mich der Jaguar abgehängt. Diese Befürchtung trat nicht ein, wir blieben zwar nicht in der City, sondern rollten in die Außenbezirke, aber Betty fuhr sehr langsam und stoppte schließlich in einer einsamen Straße vor einem Haus, das unbeleuchtet war. Es stand zudem in einem großen Garten, der von einem Gitter umschlossen wurde.

Betty öffnete das Tor mittels einer Fernbedienung, rollte auf das Haus zu und parkte in der Nähe, wo die Oberfläche eines kleinen Teichs aussah wie ein großes Auge. Sekunden später war sie in diesem Haus verschwunden, und ich bekam mit, daß sie kein Licht einschaltete. Hinter keinem Fenster wurde es hell, was mich natürlich mißtrauisch und auch neugierig machte. Wenn sie sich mit einem anderen traf, war das irgendwo okay, ich sah mich auch nicht als Heiligen an, aber mich erschreckte schon, daß es dunkel blieb. Zumindest auf der Vorderseite.

Natürlich betrat ich den Garten. Einen zweiten Weg entdeckte ich nicht. Ich umging das Haus, erwartete eigentlich, an der Rückseite Licht zu sehen, das aber war ebenfalls nicht der Fall. Alles blieb finster.

Was tat Betty in diesem Haus?

Meine Neugierde siegte über die Vorsicht. Durch eine hintere Tür, die leicht aufzubrechen war, konnte ich in das Gebäude eindringen und hätte mir gern eine Taschenlampe gewünscht. So aber stand ich im Dunkeln, mußte mich zurechtfinden und mich hin und wieder im Schein der Feuerzeugflamme orientieren.

So gelangte ich in einen breiten Flur, an dessen Wänden keine Bilder hingen. Und hier fiel mir zum erstenmal der Geruch auf, den ich nicht einordnen konnte.

Es stank nach Teer oder verbranntem Fleisch. Jedenfalls gefiel er mir

überhaupt nicht, und er konnte auch Betty nicht gefallen. Ich versuchte ihn zu ignorieren, denn ich wollte Betty finden. Inzwischen hatte ich festgestellt, daß dieser Geruch weder von vorn noch von den Seiten an meine Nase drang, sondern von unten kam. Aus dem Keller, aus der Tiefe, wo die Finsternis noch dichter war.

Den Zugang fand ich schnell. Eine alte Treppe mit ausgetretenen Stufen. Ich traute mich nicht, nach dem Lichtschalter zu suchen, das war auch nicht nötig, denn eine gewisse Lichtquelle hatte ich in der Tiefe, weit hinter dem Ende der Treppe im Keller schimmern sehen.

Allerdings nicht gelb, wie es normal gewesen wäre, sondern leicht rötlich.

Hatte sie Feuer gemacht?

Ich konnte es nicht glauben, aber schon auf den Stufen der Treppe sah ich Betty in einem anderen Licht. Sie wurde mir jetzt unheimlicher, obwohl ich noch keinen Beweis hatte und mich nur auf mein Gefühl verlassen mußte, daß mich auch warnte und mir riet, mich auf den Rückweg zu machen.

Nein, diesmal nicht. Ich hatte schon zu oft im Leben einen Rückzieher gemacht, diesmal wollte ich es wissen. Dabei interessierte mich nicht mal so sehr die Frau als Person, sondern ihr ungewöhnliches Umfeld, in dem sie sich bewegte. Das prägte meine Neugierde. Ich hatte das Gefühl, daß dort etwas ganz anderes war. Da konnte ich das normale Denken vergessen. Irgend etwas mußte da passieren, wo auch das Licht schimmerte, aber ich hörte nichts.

Es war gerade diese Stille, die mich nervös machte. Wer sich so still verhielt, hatte sicherlich etwas zu verbergen. Auf dem Weg nach unten fragte ich mich, was eine Frau wie Betty wohl verbergen konnte. Selbst bei größtmöglicher Anstrengung meiner Phantasie kam ich zu keinem Ergebnis. Da passierte etwas, das mir überhaupt nicht paßte, meine Neugierde aber anstachelte, zugleich die Phantasie bewegte, doch die konnte mich zurückdrücken, indem ich mich auf meine nahe Umgebung konzentrierte, und das war nun mal der Weg in den Keller.

Der Geruch wurde stärker, ohne sich zu verändern. Ich hatte mich inzwischen an ihn gewöhnt und mußte zugeben, daß er mich beeinflußt hatte. Ich wollte ihn nicht gerade als Droge ansehen, aber ich hatte schon den Eindruck, nicht so klar denken zu können wie noch vor einigen Minuten. Das Ende der Treppe wurde durch den roten Lichtschein beleuchtet, der aus einer offenstehenden Tür fiel. Er verteilte sich auf den letzten beiden Stufen, die aussahen, als wären sie von einem feurigen Atem bedeckt worden. Die offene Tür war nur wenige Schritte von der letzten Stufe entfernt. Ich glaubte fest daran, Betty dahinter zu finden, und ich hörte sie schon, als ich die Treppe verlassen hatte.

Sprach sie? Stöhnte sie?
Da kam wohl beides zusammen, und diese Geräusche ließen meinen Magen verkrampfen. Ich hatte sie oft genug gehört, wenn wir zusammen im Bett lagen, aber mir wollte nicht in den Sinn, daß es Betty in diesem Keller mit einem anderen Mann trieb. Irgendwo hatte ich da eine Sperre bekommen.
Ich bewegte mich leise, was ziemlich einfach war. Der Untergrund bestand aus glattem Stein, und es gab keine Hindernisse, die mir im Weg lagen. Ich erreichte diè Tür. Mein Herz klopfte wie wild.
Ich geriet zudem ins Schwitzen, schob mich behutsam vor und warf einen ersten vorsichtigen Blick in den von rötlichem Licht erfüllten Kellerraum.
Er war leer.
Es gab keine Regale, auch keine Vorräte, aber er war zugleich von einer Gestalt zweckentfremdet worden, die in der Mitte des Raumes stand und deren Anblick mir einen unsichtbaren Schlag in den Magen versetzte, denn diese Gestalt war einfach widerlich.
Es war die Statue eines Dämons, eines nackten, rot leuchtenden Wesens, dessen gesamte Haltung nur mit dem Wort unzüchtig umschrieben werden konnte, wenn man es sanft ausdrücken wollte.
Nackt, widerlich, aus Stein oder Glas, leuchtend, und mit einem breiten Kopf und einer Fratze als Gesicht. Weit aufgerissen war der Mund, die Zunge hing hervor, in den Augen funkelte es, und dann wurde mir die Sicht genommen, denn von der Seite her näherte sich eine Gestalt der Figur.
Es war eine nackte Frau.
Ich sah nur ihren Rücken, den Kopf nicht, er wurde von einer Kapuze verdeckt. Meine Mundwinkel zuckten. Ich hielt mich soeben noch zurück, denn die Gestalt der Frau war mir natürlich bekannt. So hatte sie schon neben mir im Bett gelegen.
Also doch Betty!
Irgendwo war ich enttäuscht. Ich wollte es nicht wahrhaben, ich wehrte mich innerlich dagegen, aber ich tat nichts, sondern schaute einfach nur zu, obwohl ich wußte, daß ich wahrscheinlich etwas Widerwärtiges erleben würde.
Abgelenkt wurde ich durch eine Bewegung ihres rechten Arms. Sie hatte ihn dicht am Körper herabhängen lassen, und ich hatte auch gesehen, daß ihre Finger einen Gegenstand umschlossen, war aber nicht in der Lage gewesen, ihn zu erkennen.
Das änderte sich, als Betty ihren Arm ausstreckte und der Gegenstand in das Licht der Gestalt hineingeriet. Es entstand ein rötlicher Reflex auf der blanken Klinge, und in diesem Augenblick wußte ich Bescheid, was Betty in der Hand hielt.
Es war ein Messer!

Irgendwie hatte ich es noch geschafft, mich zu beherrschen, das war nun vorbei. Das Messer in ihrer Hand hatte mich durcheinander gebracht, und ich sprach sie an, ohne es richtig zu wollen. Das Wort rutschte mir einfach über die Lippen, während ich mit dem nächsten Schritt die Schwelle übertrat.

»Betty!«

***

Der Ruf hatte sie erreicht. Wenn je ein Mensch erstarrt war, dann sie. Damit hatte sie nicht gerechnet. Ich sah, wie sich ihr nackter Körper spannte, aber mehr geschah nicht. Sie fuhr nicht herum, sie gab mir auch keine Antwort, sie stand erst mal nur da, das Messer in der Hand.

Dann drehte sie sich um.

Sehr langsam, wie jemand, der seinen ersten Schock überwunden und sich schon einen Plan zurechtgelegt hat. Sie trug nicht mal Schuhe. Den Mantel hatte sie auf den Boden gelegt und darüber ihr Kopftuch ausgebreitet.

Ich starrte sie an - und ich sah ihr Gesicht nicht, denn die Kapuze verdeckte auch die vordere Seite, aber sie war dort leicht durchsichtig, da mußte sie aus einem anderen Stoff bestehen. Sie sah aus wie eine schwarze Gardine aus hauchdünnem Tüll. Hinter dem dünnen Stoff war ihr Gesicht zu sehen, aber nur schemenhaft, sehr bleich, als wäre es nicht mehr das eines Menschen.

Ich ging einen Schritt vor. Der Blickwinkel verbesserte sich. Im Hintergrund waren zwei Schalen aufgestellt, in denen irgendwelche Kräuter oder Öle verbrannten, die eben diesen widerlichen Geruch abgaben, aber der interessierte mich nicht mehr, mir kam es einzig und allein auf Betty an.

»Betty!« Diesmal hatte ich den Namen beschwörend ausgesprochen. Ich hatte das Gefühl, sie aus einer anderen, aus ihrer Welt zurückholen zu müssen, wieder hinein in die Realität, sonst nichts.

Sie aber reagierte nicht.

Auch ich blieb stehen, verunsichert. Die nackte, dämonische Gestalt mit ihrer widerlichen Pose strahlte etwas aus, das mir überhaupt nicht gefiel und sogar Übelkeit in mir hochsteigen ließ. Ich traute es Betty Lane einfach nicht zu, daß sie sich freiwillig dieser Gestalt auf eine bestimmte Art und Weise hingegeben hatte, aber rechnen mußte ich mit allem, und deshalb streckte ich den Arm aus, winkte ihr mit der Hand zu, um sie in meine Nähe zu holen.

Die Frau rührte sich nicht. Sie stand so starr wie das Ding hinter ihr. Hätte sie nicht hin und wieder geatmet und die Luft durch den Mund ausgestoßen, so daß diese dünne Gardine vor ihren Lippen flatterte, hätte man sie tatsächlich für tot halten können.

»Komm mit!« sagte ich leise, aber bestimmt. »Komm wieder mit mir

zurück.«

Diesmal erntete ich eine Reaktion, auch wenn es nur ein Kopfschütteln war.

Sie wollte nicht, aber ich wollte sie auch nicht nackt zurücklassen in diesem Keller. Deshalb mußte ich sie holen. Ich überwand mich selbst, ging direkt auf sie zu und versuchte auch, das Messer in ihrer Hand zu ignorieren.

Betty tat nichts. Ich konzentrierte mich auf ihr Gesicht hinter dem dünnen Schleier.

Nichts zu sehen. Keine festen Konturen. Selbst die sonst so klaren Augen verschwammen.

Ich blieb wieder stehen. »Komm mit, Betty. Komm mit mir. Das hier ist nichts für dich.« Lächerlich, meine Worte, aber mir fielen keine besseren ein.

Betty entgegnete nichts. Trotzdem hatte sie alles mitbekommen. Ich wurde die Ahnung nicht los, daß sie mich sehr genau beachtete und nur auf eine bestimmte Haltung von mir wartete.

Die trat auch ein. Ob bewußt oder unbewußt, ich ging noch einen Schritt vor und geriet damit in ihre Reichweite, viel mehr in die ihres verdammten Messers.

Der rechte Arm zuckte plötzlich hoch. Damit auch die Klinge. Und mir war klar, was sie von mir wollte. Sie sah mich nicht mehr als ihren Liebhaber an, sondern als einen Menschen, den es aus dem Weg zu räumen galt, weil er für sie so etwas wie ein Hindernis war.

Sie stieß zu!

Wie ich dem Messerstich entkam, weiß ich bis heute nicht. Jedenfalls kratze mich die Klinge nur, aber ich konnte das Handgelenk umklammern und den Arm herumdrehen.

Töten wollte ich sie nicht.

Und doch erwischte sie die Klinge, weil sie sich unglücklich bewegte. Ich traf ihren Hals direkt, und das Blut sprudelte mir entgegen wie ein roter Strom.

Ich war in den folgenden Sekunden unfähig, mich zu bewegen, dann aber ließ ich sie los, während ich selbst blutverschmiert war. Sie sackte zusammen, und ich schaute zu. Aber ich hörte noch einmal ihre Stimme, denn sie hauchte mir so etwas wie einen Fluch oder eine Verwünschung entgegen, als sie sagte: »Es ist der Anfang, es ist der Anfang, du wirst dich wundern…«

Dann sagte sie nichts mehr und war tot.

***

»Die nächste Stunde verging wie im Traum. Ich wußte eigentlich nicht, was ich tat, wahrscheinlich war es instinktiv das Richtige. Ich schleifte sie aus dem Raum. Ich nahm ihren Mantel, das Tuch, zog die

Tote an und suchte dann im Keller nach einer Waschgelegenheit für mich, denn ich wollte nicht blutverschmiert herumlaufen. Hände und Gesicht wusch ich mir so gut wie möglich, dann schaffte ich die Tote mühsam die Treppe hoch und verstaute sie im Kofferraum des Jaguars. Den Schlüssel hatte ich in der Manteltasche gefunden. Ich fuhr mit der Toten weg in die ländliche Umgebung der Stadt, wo es einige Baggerseen gab und ließ den Wagen ins Wasser rollen. Er ging sofort unter. Ich kehrte wieder zum Haus zurück, ging aber nicht hinein, sondern setzte mich in meinen Leihwagen und fuhr weg. Ich achtete darauf, daß keine Blutflecken zurückblieben. Kurz darauf gab ich den Wagen ab. Die nächsten Tage wurden für mich zu einer regelrechten Hölle, die ich aber relativ gut durchstand, denn niemand hatte etwas vom Verschwinden einer gewissen Betty Lane bemerkt. Sie fiel nicht auf, selbst in ihrer Hotelsuite nicht, denn die war für einen Monat im voraus bezahlt worden, wie ich herausfand. Betty war und blieb verschwunden, und keiner kümmerte sich darum. Das ist die Geschichte der Betty Lane…«

***

William Cox nickte mir zu und trank einen großen Schluck von seinem Bier. Er hatte sich während des Berichts verändert, war nervös geworden, schwitzte jetzt, wischte mit einem Taschentuch über sein Gesicht und wartete darauf, von mir eine Antwort zu bekommen.

»Wann ist das geschehen, Mr. Cox?«

»Im Sommer.«

»Die Sache mit Betty Lane.«

»Ja.«

»Aber da waren noch zwei andere Frauen.«

Er nickte. »Sicher. Wenn ich Ihnen das erzähle, werden Sie mich für verrückt halten, denn ich habe mittlerweile den Eindruck, Mittelpunkt einer Verschwörung zu sein.«

»Warum?«

»Weil es bei Caroline Dee und Sharon Winters ähnlich lief.«

Ich runzelte die Stirn. »Moment mal. Wollen Sie damit sagen, daß Sie die beiden ebenfalls in Bath kennengelernt haben und diese Frauen auch in das Haus gingen?«

»Ob sie es glauben oder nicht«, flüsterte er, »das war so. Mittlerweile bin ich davon überzeugt, daß diese drei Weiber meine Bekanntschaft gesucht haben.«

»Und sie haben Ihnen die Ehe versprochen.«

»So ähnlich«, gab er zu. »Wie hätte ich denn wissen können - verdammt, ich bin ein Heiratsschwindler -, das gebe ich zu, aber mit Mord wollte ich nichts zu tun haben.«

»Ja«, murmelte ich, »das kann ich mir schon denken. Wie sind die

beiden anderen Frauen ums Leben gekommen? Waren es auch - sagen wir - Unglücke?«

»So ähnlich.«

»Wie ähnlich, Mr. Cox?«

»Nicht mit dem Messer«, antwortete er flüsternd. »Caroline nahm Gift. Das heißt, sie spritzte es sich in meinem Beisein.«

»Wo geschah das? Auch in dem Haus?« Er nickte.

»Ich wundere mich über Sie, Mr. Cox. Sie hätten doch mißtrauisch werden müssen, als bei dieser Caroline Dee das gleiche passierte wie bei Betty Lane.«

»War ich auch.«

»Und trotzdem sind Sie wieder in dieses Haus gegangen.«

»Ich wollte es eben wissen. Ich fühlte mich stark genug, aber dem war nicht so.«

»Und Sie haben die Tote wieder verschwinden lassen?«

»So ist es.«

»Stimmt. Da war ja noch Sharon Winters. Wie ist sie denn ums Leben gekommen?«

»Ich habe sie erschossen«, flüsterte er. »Bitte - wie das?«

»Im Kampf mit mir. Auch in dem Haus. Auch vor dieser Figur.« Er schüttelte den Kopf. »Ich weiß es selbst nicht, was mich immer wieder in diesen Keller trieb. Es war wie ein Zwang. Ich mußte den Frauen folgen, ich stand unter einer anderen Kontrolle. Sie - ich meine natürlich Sharon, war völlig anders. Ich hatte den Eindruck, als wollte sie mich und sich selbst umbringen. Als ich sie davon abhalten wollte, ist es dann passiert. Die Mündung der Waffe geriet sehr nahe an ihren Kopf. Wir kämpften miteinander. Ob sie oder ich letztendlich den Anstoß gab, weiß ich nicht mehr, jedenfalls starb sie durch einen Schuß in den Mund. So ist es gewesen, so und nicht anders. Bin ich jetzt ein Killer, Mr. Sinclair?«

Ich drehte mein leeres Bierglas. Die Kellnerin hatte es wohl als Zeichen angesehen und stellte mir ein gefülltes hin, auch meinem Gegenüber brachte sie ein Bier. Erst als wir getrunken hatten, gab ich Cox eine Antwort.

»Sie haben sich natürlich strafbar gemacht.«

»Aber ich bin kein Killer.«

»Moment, Sie haben sich strafbar gemacht. Sie haben drei Verbrechen vertuscht.«

»Ja, ich mußte es.«

»Warum?«

Er hob die Schultern. »Ich weiß es nicht. Es ist mir auch selbst unverständlich. Immer wenn ich mich entschloß, zur Polizei zu gehen, da bekam ich eine Sperre. Mir war, als hätte mir jemand eine Nachricht zugeschickt, es nicht zu tun. Und diese Nachricht ist so

intensiv, daß sie mein normales Denken überschattete. Ich wurde auf geistigem Weg oder wie auch immer gezwungen, meiner normalen Bürgerpflicht nicht nachzukommen. Das ist doch ein Wahnsinn, das ist etwas, was ich mir überhaupt nicht erklären kann, Mr. Sinclair.«

»Stimmt.«

Er kam noch einmal auf seine erste Frage zurück. »Halten Sie mich jetzt für einen Killer?«

»Nein, nicht im üblichen strafrechtlichen Sinne.«

William Cox stieß die Luft aus. »Danke, Mr. Sinclair. Sie glauben gar nicht, wie mich das beruhigt.« Er lachte. »Jetzt fällt ein Teil von dem ab, was mich seit Wochen belastet.« Er lächelte. »Und ich bin froh, den Weg zu Ihnen gefunden zu haben, bevor dieser Fall ins Finale geht.«

»Sie glauben an ein Finale?«

»Ja, ja!« stieß er hervor und trank so hastig, daß das Bier überschwappte und an seinem Kinn entlanglief. »Ich glaube nicht nur an ein Finale, ich weiß sogar, daß es kommen wird.«

»Wo, wann und wie?«

»Sie sind hinter mir her, Mr. Sinclair!« raunte er mir über den Tisch hinweg zu und schaute sich mit weiten Augen um, als stünden die Geister der Verstorbenen hinter ihm. »Sie sind tot, aber sie sind nicht richtig tot. Ich habe diese verdammte Figur im Keller des Hauses gesehen. Ich kann sie Ihnen beschreiben. Ich habe das Licht in ihr entdeckt, dieses rote, widerliche Licht, das mir anders vorkam als eine Bordellbeleuchtung.«

»Wie denn?«

»Sie können mich auslachen, aber es kam mir vor wie die Glut aus der Hölle. Man hat doch immer davon gesprochen, daß in der Hölle ein rotes, unheimliches Licht glüht, zu vergleichen mit einem gewaltigen, unermeßlich großen Auge…«

»Sorry, aber da wissen Sie mehr als ich.«

»Das nehme ich an. Das habe ich auch mal gelesen, als Kind, glaube ich. Wie dem auch sei, dieses verdammte Licht war vorhanden. Es hat aus der Figur hervorgestrahlt, und ich will Ihnen sagen, daß ich mich noch jetzt davor fürchte.«

»Kann ich verstehen.«

»Das war meine Geschichte, Mr. Sinclair.«

»Nicht ganz.«

»Wieso?«

»Sie haben zu Beginn unseres Treffens davon gesprochen, daß diese drei Toten zurückgekehrt sind oder im Begriff sind, es zu tun. Damit begründen Sie ja Ihre Angst.«

»Stimmt.«

»Dann frage ich Sie direkt. Sind Betty, Caroline und auch Sharon

zurückgekehrt?«
Er senkte den Kopf und starrte in sein Glas. »Ich vermute es«, murmelte er.
»Aber Sie wissen es nicht?«
»Na ja, ich hörte ihre Stimmen« Er stieß auf, entschuldigte sich und erzählte, daß sie in seiner Wohnung gewesen waren. Zumindest die Stimmen. Mitten in der Nacht! Sie hatten ihn ausgelacht, und sie hatten davon gesprochen, ihn zu opfern.
»Wem?«
»Der Figur, nehme ich an.«
Ich nickte. »Akzeptiert. Aber direkt gesehen oder gefühlt haben sie Ihre drei Verflossenen nicht?«
»Nein, noch nicht. Doch sie verfolgen mich. Ich glaube auch fest daran, daß sie sich irgendwann in ihrer wahren Gestalt zeigen. Daß sie wiederkommen werden. Als Zombies, als untote Wesen, und da fiel mir ein, daß es sie ja gibt.«
»In der Tat«, stimmte ich schief lächelnd zu. »Was haben Sie sich denn vorgestellt, was ich tun soll?«
»Nach Bath kommen.«
»Wo Sie noch immer leben?«
»Ja, aber in einer anderen Wohnung. Ich bin ausgezogen und lebe jetzt in einem Altbau. Es ist ein Haus aus der Jugendstilzeit - mit einem Garten. Die Wohnungen dort sind in der Regel an Kurgäste vermietet, ich habe eine im Parterre bekommen und bin ganz zufrieden.«
»Sie leben allein dort?«
»Nein!«
»Ach!« Ich war überrascht. »Gibt es noch eine vierte Frau, die Sie aufs Glatteis führen will?«
»Ja und nein. Es gibt die vierte Frau, aber ich glaube nicht, daß sie mich aufs Glatteis führen will.«
»Wie heißt sie?«
»Wendy Starr.«
»Und wo haben Sie die Dame kennengelernt? Auch in Bath, dem netten Kurort?« fragte ich etwas spöttisch.
»Überhaupt nicht. Sie stammt aus London. Ich kenne sie seit Jahren, und wir haben uns zufällig getroffen. Sie ist jetzt geschieden, ich lebe auch allein, und so ist Wendy eben nach Bath gezogen. Seit drei Wochen lebt sie bei mir.«
»Weiß sie über Sie Bescheid?«
Er schüttelte den Kopf. »Ganz und gar nicht. Auch, wenn Sie es nicht für möglich halten, Mr. Sinclair, aber Wendy Starr bedeutet mir tatsächlich etwas. Ich will nicht von der großen Liebe sprechen, aber allmählich möchte ich schon zur Ruhe kommen.«

»Das ist wünschenswert.«
»Eben.«
Ich schaute ihn an und hatte meine Stirn dabei gerunzelt. »Sie erwarten von mir, daß ich jetzt nach Bath fahre und mich um Sie, das Haus, die Figur und auch um die drei Frauen kümmere, falls es sie denn noch als Untote gibt.«
»Das wäre mein Wunsch.«
»Kehren Sie heute noch nach Bath zurück?«
»Nein, nicht in dieser Nacht. Außerdem habe ich etwas getrunken. Das kann ich nicht riskieren. Ich habe mir hier in London ein Hotelzimmer genommen.«
»Allein?«
»Ja. Wendy wollte nicht mit. Sie liebt Bath. Es hat geschneit, und der Ort sieht wie verwunschen aus unter der Schneedecke. Hinzu kommt, daß Wendy gern malt. Sie hat einige Motive im Auge. Ich würde sie dabei nur stören. Morgen fahre ich zurück.« Er blickte mir in die Augen. »Und was ist mit Ihnen, Mr. Sinclair?«
»Da habe ich frei«, erwiderte ich lächelnd. »Es ist Samstag. Mein Freund und Kollege hat sich mit seiner Partnerin schon heute auf die Socken gemacht, um irgendwo auf dem Land den ersten Schnee zu erleben. Wir haben einen ziemlich stressigen Job im Norden hinter uns gebracht und wollten eigentlich pausieren.«
»Schade.«
Ich hatte die Trauer in seiner Stimme sehr wohl gehört und richtete ihn seelisch wieder auf. »Damit habe ich nicht gesagt, daß ich nicht nach Bath fahre. Ich werde mich dort ein wenig umschauen und möchte auch, daß die Autos gehoben werden.«
»Warum?«
»Ganz einfach. Sie haben die Leichen in den Kofferräumen verborgen. Wenn Sie dort sind, kann ich für Sie nichts tun. Finde ich sie nicht, ist auch noch nicht sicher, daß sie als Untote unterwegs sind. Eine gewisse Portion Skepsis müssen Sie mir schon zugestehen, Mr. Cox.«
»Es sind drei Autos«, murmelte er.
»Und drei verschwundene Frauen, deren plötzliches Fortbleiben niemand bemerkt hat.«
»Genau das ist das Problem, Mr. Sinclair, genau das. Deshalb bin ich ja davon überzeugt, daß man mich reingelegt hat.« Er tippte mit dem Zeigefinger mehrmals gegen seine Brust. »Ich bin ausgesucht worden. Ich allein. Ich bin in die Falle getappt. Sie haben mich ausgesucht, und sie müssen ein Leben im Schatten geführt haben, deshalb ist es auch keinem aufgefallen, daß sie verschwunden sind. Verstehen Sie das, Mr. Sinclair?«
»Schon, nur möchte ich so weit noch nicht gehen, aber wir werden ja

sehen, wie sich der Fall noch entwickelt. Zumindest die Autos müßten wir in diesem Baggerloch finden.«

»Ganz bestimmt.«

»Können Sie mir erklären, wie ich dorthin kämme?«

Er holte einen zusammengefalteten Stadtplan von Bath hervor. Mit einem Kugelschreiber tippte er auf das Baggerloch, und danach steckte ich den Stadtplan ein.

»Mehr kann ich im Augenblick nicht für Sie tun, Mr. Sinclair.«

»Danke, das wird reichen.«

»Dann sehen wir uns morgen in Bath?«

»Sicher. Ich werde mich melden, so oder so.«

»Was meinen Sie damit?«

»Auch wenn Sie es vielleicht nicht verstehen, Mr. Cox, aber ich hoffe schon, die Leichen in den Wagen zu finden. Wenn nicht, wird es kompliziert.«

»Da haben Sie recht.«

Ich schaute auf die Uhr. Es war Zeit für mich, den Heimweg anzutreten. Als ich zahlen wollte, winkte William Cox ab. »Um Himmels willen, die beiden Biere übernehme ich.«

»Danke.«

Cox blieb noch sitzen, während ich meine gefütterte Jacke vom Haken holte und sie überstreifte.

Durch die rauchige Luft bahnte ich mir den Weg zum Ausgang und wurde von einer schon bissigen Kälte erwischt, die zwischen dem Erdboden und dem sternenklaren Himmel lag.

Ein herrliches Winterwetter, das mußte ich zugeben. Ich war nicht mit dem Wagen gekommen und bewegte mich auf eine U-Bahn-Station zu. Natürlich kreisten meine Gedanken um das Gehörte. Ich würde auch nicht so einfach nach Bath fahren und die Pferde scheu machen. Rückendeckung für die Bergungsaktion brauchte ich auch, und die wollte ich mir bei Sir James holen, und zwar noch in dieser Nacht. Er war praktisch immer erreichbar. Nicht in der Wohnung, sondern im Club, wo er sich neben dem Büro am wohlsten fühlte.

***

Wendy Starr hatte das hinter sich, was man im allgemeinen eine miese Nacht nannte. Es lag nicht am Wetter und auch nicht daran, daß die fünfunddreißigjährige Frau zuviel getrunken hatte, es war einfach von innen her gekommen, denn in ihr steckte eine schon kriminelle Unruhe, die sich auf ihren Schlaf niedergeschlagen hatte, der einfach nicht kommen wollte. Als ihr schließlich irgendwann die Augen zugefallen waren, da hatte sie auch nicht tief und fest geschlafen, sondern war sich vorgekommen wie jemand, der einfach dahintrieb, immer an der Oberfläche des Schlafsees, aber nie in dessen

Tiefe.

Schließlich war auch dieser unruhige Schlaf zu Ende. Sie erwachte ruckartig.

Dunkelheit umgab sie, die allerdings nahe des Fensters zu einem grauen Dämmer geworden war und an ihrer rechten Seite einen rötlichen Schein bekommen hatte, was an den digitalen Zahlen der Uhr lag, denn sie leuchteten so.

Wendy drehte sich zur Seite.

Fünf Uhr zwei!

Morgen also. Was um diese Jahreszeit im Dezember noch nicht mit einer Morgendämmerung einherging, denn die würde erst später eintreten. Wer konnte, und das waren nicht wenige Menschen in diesem Kurort, würde sich noch mal herumdrehen und weiterschlafen.

Das hätte auch die Malerin gern getan, aber sie fand die Ruhe nicht. Ihr Herz schlug unerwartet heftig. Das doch sehr große Zimmer kam ihr eng vor wie eine Kammer. Die Decke sah sie als einen Block an, der sich auf sie niedergesenkt hatte, und links neben ihr war die zweite Hälfte des französischen Betts leer.

Im ersten Augenblick durchfuhr Wendy ein Schreck, der ihr sogar den Schweiß auf die Stirn trieb, dann jedoch fiel ihr ein, daß sie die Nacht ja allein verbracht hatte, weil ihr neuer Bekannter in London war. Er hatte fahren müssen, aber er hatte ihr nicht mitgeteilt, was es dort so Wichtiges für ihn gab.

Sie war deshalb nervös gewesen, hatte natürlich Fragen gestellt, doch William hatte ihr erklärt, daß schon alles in Ordnung ginge, ein lang vorher geplantes Treffen mit einem Bekannten. Kein Treffen mit einer anderen Frau. Mißtrauisch zu sein, brauchte sie nicht.

Doch jetzt, als ihre Hand über das leere Kissen tastete, war ihr schon komisch zumute. Es hätte ihr gutgetan, den Körper des Mannes zu fühlen, denn dann wäre sie viel beruhigter gewesen. So aber lag sie allein in ihrem Bett, und es gab nichts, was sie von ihren Gedanken ablenken konnte, die einfach vorhanden waren.

Das Zimmer, die Dunkelheit und sie!

Wirklich nur ich, dachte Wendy und bewegte ihre Augen, denn sie durchsuchten den Raum. Sie wollte feststellen, ob sich ein Schatten in der Nähe aufhielt. Vielleicht unten am Bett konnte er stehen und für ihr dumpfes Gefühl der Furcht sorgen.

Da stand niemand.

Zumindest sah sie keinen.

Wendy war eine Frau, die mit beiden Beinen im Leben stand. Obwohl sie sich auch als träumerische Person einstufte, war ihr der Sinn für die Realität doch nicht verlorengegangen. Sie konnte beides gut trennen und tauchte nur dann ab, wenn sie vor ihrer Staffelei stand. Sie hatte eigentlich vorgehabt, am Tag zuvor, als sich William schon

in London befand, rauszugehen und die wie mit Zuckerguß überzogene Landschaft zu malen, aber irgendwie hatte sie nicht die Kurve gekriegt. Es war auch sehr kalt gewesen, und in der Stadt selbst boten die Geschäfte und kleinen Einkaufspassagen Abwechslung genug.

So hatte sie nicht gemalt und war nur durch die Läden geschlendert. Tief in den Anblick der ausgestellten Dinge versunken, aber auch tief in ihre eigenen Gedanken, denn sie dachte schon darüber nach, wie es mit ihr und William weitergehen sollte.

Er mochte sie, und sie mochte ihn. Beide waren sie erwachsen genug, um Vorteile und Risiken einer Partnerschaft abschätzen zu können, und das war für Wendy auch nicht das Problem. Sorge bereitete ihr William Cox, von dem sie einfach zuwenig wußte.

Er war mehr als zehn Jahre älter als sie. Männer wie er hatten eine Vergangenheit, doch auf gezielte Fragen hin hatte sie stets ausweichende Antworten erhalten, und so war ihr auch die Fahrt nach London nicht geheuer, trotz seiner Beteuerungen.

Wendy wußte, daß es da noch etwas in seiner Vergangenheit gab, mit dem sie nicht zurechtkam. Es war wie ein dunkler Fleck, der größer und größer wurde, je länger sie sich kannten, der mittlerweile wie ein Schatten zwischen ihnen beiden stand.

Das mußte geklärt werden. Wendy nahm sich fest vor, ihren William noch an diesem Abend festzunageln und auch keine Ausreden mehr gelten zu lassen.

Er mußte reden. Er mußte ihr die Wahrheit sagen. Sie wollte auf keinen Fall die Katze im Sack kaufen. Später würden sie dann, wenn alles klappte, über eine gemeinsame Zukunft sprechen, aber nicht so im Vakuum.

Mit diesem Vorsatz schwang sich Wendy aus dem Bett. Sie mochte es nicht, wenn es im Schlafzimmer zu warm war. Auf dem Teppich ging sie zum Fenster.

Die beiden Hälften der Vorhänge zog sie nur wo weit zur Seite, daß eine Körperbreite entstand.

Durch die Lücke schaute sie nach draußen in den Garten, über dem noch immer die Dunkelheit schwebte, der leer wirkte, weil die Bäume ihr Laubwerk verloren hatten. Es lag jetzt als natürlicher Teppich auf dem Boden, bedeckt von einer leichten Reifschicht, die einen silbrigen Schimmer abgab.

Im Garten bewegte sich nichts. Der Frost hatte alles erstarren lassen. Es segelte nicht ein Vogel durch die Luft. Die gefiederten kleinen Freunde, die zu dieser Jahreszeit noch im Land geblieben waren, hockten in irgendwelchen Verstecken und würden sich erst bei Einbruch der Helligkeit auf die Suche nach Futter machen.

Wendy wandte sich vom Fenster ab und schlurfte in ihren dünnen

Schlappen auf die Tür zu. Sie trug ein helles Nachthemd, dessen Saum ihr bis zu den Knöcheln reichte. Der Ausschnitt war ziemlich breit. Wenn sie sich nur um eine Idee bückte, dann lagen ihre Brüste frei.

Sie ging ins Bad.

Das Licht war zu grell. Es fiel auch gegen das Fenster mit dem undurchsichtigen Glas, riß Wanne und Dusche aus der Dunkelheit sowie die beiden Waschbecken.

Die Zimmer in diesem alten Haus waren noch groß, und Wendy hatte ihre Staffelei im Gästezimmer aufgebaut, das zum Süden hin lag und oft sehr gutes Licht bot.

Sie schaute sich im Spiegel an und schüttelte den Kopf, als sie ihr eigenes Gesicht sah. Zerknittert, erschöpft, mit müden Augen. Selbst das halblange, glatte, blonde Haar kam ihr fahl vor und umhing strähnig ihr Gesicht.

Sommersprossen, eine schmale Nase, etwas zu dünne Lippen, grüngraue Augen. Eine Schönheit war sie nicht, sondern eine Frau aus dem Leben.

Wendy Starr hatte immer allein gelebt, und das hatte sie auch so fortführen wollen, dann aber war es zu der Begegnung mit William gekommen, über die sie noch heute, einige Wochen später, den Kopf schüttelte. Es hatte sie wie ein Blitz erwischt. Sie hatte sich regelrecht verliebt. Vergleichbar mit einem Teenager, nur war bei ihr dieses Gefühl geblieben, und auch William war es so ergangen.

Sie war dann in seine große Wohnung gezogen und fühlte sich sehr wohl. Daß ihr neuer Freund nicht zur Arbeit ging, machte ihr nichts aus. Er hatte von einem kleinen Vermögen erzählt, das ihm ein Onkel hinterlassen hatte. Außerdem war er der Meinung, daß *jüngere* Leute arbeiten sollten, er hatte seine Pflicht schließlich getan.

Jeden Tag wunderte sich Wendy aufs Neue darüber, wie sie ihre ehernen Grundsätze so schnell über Bord hatte werfen können, aber Gefühle waren nun mal stärker als Grundsätze. Daran konnte man nichts machen. - Sie ließ das Nachthemd fallen, setzte die Duschhaube auf und kletterte in das Duschbecken. Sie fühlte sich matt, kaputt, einfach mies, und sie hoffte auf die erfrischende Wirkung einer Dusche. William hatte versprochen, gegen Mittag oder am Nachmittag wieder zurück zu sein.

Bis dahin wollte sie wieder fit sein.

Nach fünf Minuten hatte sie die Dusche verlassen, fühlte sich aber kaum besser. Sie trocknete sich ab. Aus dem Schlafzimmer holte sie den Slip, einen schlabberigen, pflaumenblauen Pullover und zog die weißen Jeans über. Das halblange Haar band sie im Nacken fest. Bevor sie etwas Schminke auflegte, schaltete sie die Kaffeemaschine ein und in der Küche das kleine Radio.

So kam sie sich nicht so allein vor. Musik beschwingte und tröstete

über vieles hinweg.

Vor dem Spiegel schminkte sich Wendy, allerdings nicht zu stark. Gerade so, daß mit sich einigermaßen zufrieden war. Nach einer Nacht, in der an Schlaf kaum zu denken gewesen war, wieder so auszusehen, war schon toll.

Die Küche war ziemlich groß, so daß noch ein Tisch in ihrer Mitte Platz gefunden hatte. An ihn setzte sich Wendy und schaute in den mit Kaffee gefüllten Becher.

Sie trank das heiße Zeug langsam und in kleinen Schlucken. Dabei schaute sie aus dem Fenster, ohne jedoch wahrzunehmen, was draußen ablief. Zu sehr war Wendy in den eigenen Gedanken versunken. Die sich allerdings nicht um ihre Person direkt drehten, sondern um das schon unheimliche Gefühl, das sie seit dem Erwachen nicht mehr verlassen hatte. Es war geblieben. Es klebte an und in ihr, und sie machte sich allmählich Sorgen. Von nichts kam nichts. Es mußte irgend etwas passiert sein, daß sie so dachte.

Aber was?

Nichts, überhaupt nichts. Zumindest nichts, was mit ihr zu tun gehabt hätte.

Mit wem dann?

Da gab es nur eine Erklärung. Es mußte mit ihrem neuen Freund zusammenhängen und möglicherweise auch mit dessen Reise nach London.

Wenn sie ehrlich gegen sich selbst war, dann war ihr diese Fahrt suspekt vorgekommen. Trotz intensiver Nachfrage von ihrer Seite hatte er nicht konkret geantwortet. Geschäfte, Geldangelegenheiten, das war ein sehr weites Feld, und komischerweise hatte sie William dies auch nicht geglaubt.

Auf der anderen Seite wollte sie auch nicht so mißtrauisch wie manche Ehefrau sein. Auf keinen Fall wollten sich beide einengen. Da sollte schon jeder seine Freiheit haben, vorausgesetzt, er nutzte sie nicht zu sehr aus. Und bisher konnte sich keiner über den anderen beschweren.

Trotzdem stimmte etwas nicht.

Der Kaffee war heiß durch ihre Kehle geflossen und hatte sich im Magen ausgebreitet. Wendy fühlte sich jetzt besser und konnte sich wieder konzentrieren. Die Konzentration brauchte sie für ihre Malerei. Sie wollte an ihrem Bild weitermalen. An einem Porträt, das ihren neuen Freund William Cox zeigte und beinahe fertig war. Nur noch einige Details mußten nachgemalt werden, und sie wollte auch am Hintergrund arbeiten.

Aus der Kanne schenkte sie noch einmal Kaffee nach und machte sich dann auf den Weg ins Gästezimmer, das zu ihrem Arbeitsraum umfunktioniert worden war.

Sie schaltete das Licht ein.
Das große Fenster reichte dort bis zum Boden und gehörte zu einem nach hinten liegenden Erker.
Wer dort stand, konnte den Eindruck haben, sich auch im Garten aufzuhalten, aber Wendy hatte genau in diesen Erker ihre Staffelei aufgebaut.
Sie schaute sich im Licht der Strahler um. Es war alles so geblieben wie am Abend zuvor. Trotzdem schien sich etwas verändert zu haben. Nicht am Schrank, nicht am Gästebett, nicht an den beiden Sesseln und auch nicht dort, wo ihr Farbkasten und die Pinsel standen. Der Boden war mit einer Decke belegt worden, die das Parkett schonte. Da konnte ruhig mal ein Farbklecks landen, das machte nichts.
Etwas zögernd schritt sie auf ihre Staffelei zu. Darüber wunderte sich Wendy ebenfalls. Normalerweise konnte sie es nicht erwarten, ihren Arbeitsplatz zu erreichen, um die kreative Phase einzuleiten. An diesem Morgen war alles anders.
Nicht daß sie sich vor etwas gefürchtet hätte, es gab da aber ein Gefühl in ihr, daß sich immer mehr verdichtete und ihr mitteilte, daß sie noch eine Überraschung erleben würde.
Bisher war es nicht geschehen.
Sie wartete. Schaute sich um. Es war alles normal. Noch war es draußen finster, sie konnte sich nur auf das Licht im Raum verlassen, das auch gegen ihre Staffelei floß. Allerdings war ihr Blickwinkel ungünstig, so daß sie ihr vor der Vollendung stehende Werk nicht richtig erkennen konnte.
Sei nicht verrückt! schimpfte sich die Frau selbst aus. Du spinnst. Du machst dich selbst mürbe. Es ist nichts geschehen, es ist gar nichts, ehrlich.
Trotzdem schaute sich Wendy um!
Die Tür stand offen. Keine Bewegung im Gang. Sie war allein, und sie überwand ihre Sperre. Mit drei Schritten hatte sich die Frau der Staffelei so weit genähert, daß sie ihr Bild genau erkennen konnte.
Das Gesicht des Mannes war zwar vorhanden, aber sie sah es nicht. Sie sah nur das, was jemand mit roter Farbe - oder war es Blut? - quer über das Bild geschrieben hatte.
WIR HOLEN DICH, KILLER!

***

Wendy verschlug es den Atem, und sie selbst kam sich vor, als würde sie neben sich stehen.
Die Androhung war in einer Zitterschrift geschrieben worden. Teile davon waren an den Rändern verlaufen und hatten sich bis in die Augen des gemalten Gesichts verirrt, so daß dies aussah, als wären sie noch extra mit Blut gefüllt worden.

Die Schrift hatte das gesamte Bild verzerrt, eine tagelange Arbeit zerstört. Das war nicht das Problem. Ihr ging es einfach um andere Dinge.

Wendy Starr kriegte wieder Luft. Ihr war klar, daß in der Nacht oder wann auch immer kein Geist in dieses Haus eingedrungen war und diese häßlichen Worte geschrieben hatte. Das mußte ein Mensch gewesen sein, ein Dieb, ein Einbrecher, ein Rächer, wie auch immer.

»Wir holen dich, Killer…«

Die Malerin wiederholte die Worte mehrmals, als wollte sie sich dabei jeden Buchstaben einprägen.

Aber ihr ging es um etwas anderes. Sie war über das Wort Killer gestolpert. Damit konnte nur ihr neuer Freund gemeint sein.

William ein Killer?

Beinahe hätte sie gelacht. Dann aber rann eine kalte Haut über ihren Rücken, und Wendy dachte daran, daß sie von William so gut wie nichts wußte. Wieder wurde sie mit der Vergangenheit konfrontiert.

Was war geschehen? Was war damals passiert? Was hatte er getan? *Wir* holen dich, hieß es da. Also mehrere. War ihr Liebhaber ein Mörder? Ein Frauenmörder?

Vorstellen konnte sich Wendy das nicht, aber wer schaute schon in die Seele eines Menschen oder kannte dessen Gedankenwelt? Sie sicherlich nicht.

Als sie merkte, daß die Worte vor ihren Augen verschwammen, suchte sich Wendy einen Sitzplatz.

Zum Glück stand der Hocker in der Nähe, und es ging ihr etwas besser, als sie schließlich ihren Platz eingenommen hatte, von dem aus sie auf die Leinwand schauen konnte.

Als wäre sie selbst dabei, Modell zu sitzen, so starr hockte sie auf dem lehnenlosen Sitz und wußte nicht, was sie denken sollte. Sie war tief in sich versunken, und es gab die Furcht, die sich in ihrem Innern ausbreitete. Jetzt wußte sie auch, daß sie das Gefühl beim Aufstehen nicht getrogen hatte.

Und auch die Schlaflosigkeit der vergangenen Nacht sah sie in einem anderen Licht.

Es kam etwas auf sie zu! Oder war es schon da? Jemand wollte einen Killer holen.

Aber wer waren diese Personen, die mit Blut ihr Rache auf die Leinwand geschrieben hatten?

Wendy Starr wußte nichts. Sie wußte überhaupt nichts. Sie war einfach in ein tiefes Loch geworfen worden, aus dem sie so leicht nicht mehr hervorkam.

Und sie fragte sich auch, ob sie sich über Williams Rückkehr freuen oder ob sie sich fürchten sollte.

***

Irgendwann, Wendy wußte selbst nicht, wieviel Zeit vergangen war, fiel ihr ein, daß sie sich aus der Küche eine Tasse Kaffee mitgenommen hatte. Die Tasse hatte sie neben sich zu Boden gestellt, streckte jetzt den Arm aus und hob das kleine Gefäß an.

Natürlich zitterte ihre Hand. Natürlich schwappte Kaffee über und lief als lauwarme Brühe über ihre Finger hinweg. Sie trank die Tasse halbleer und stellte sie wieder weg. So lau schmeckte ihr der Kaffee nicht, aber das spielte alles keine Rolle, wichtig war einzig und allein die finstere Botschaft auf dem Bild.

Mit Blut geschrieben.

Sie schauderte, als ihr dieser Vergleich in den Sinn kam, aber sie konnte ihn auch nicht von sich weisen.

Die Echos dumpfer Schläge durchfuhren ihren Körper. Es dauerte eine Weile, bis ihr klar wurde, daß es die Echos der Herzschläge waren, die sie so unnatürlich stark spürte. Ihr Inneres war aufgewühlt, und es würde ihr schwerfallen, wieder normal zu reagieren. Besonders dann, wenn William zurückkehrte.

Oder sollte sie dann nicht im Haus sein? Sie würde zumindest den Fragen entgehen, sowohl von der einen als auch von der anderen Seite. Wendy dachte wieder über das Verhalten ihres Freundes in der letzten Zeit nach. Sie versuchte sich daran zu erinnern, ob er sich verändert hatte, vielleicht nervöser geworden war.

Doch, ja. In den letzten Tagen besonders. Da war er oft gereizt und dann wieder mit seinen Gedanken woanders gewesen, als würde er über ein bestimmtes Problem nachgrübeln. Zweimal hatte sie ihn darauf angesprochen und ausweichende Antworten erhalten.

Wer war dieser Mann?

Es war für Wendy furchtbar, über so etwas nachdenken zu müssen. Das wollte sie nicht, sie haßte es, aber die Gedanken kamen von allein, das war einfach menschlich.

Plötzlich konnte sie es auf ihrem Platz nicht mehr aushalten, stand auf und lief auf das Fenster im Erker zu, als wäre es eine Tür. Sie blieb dicht vor der Scheibe stehen und schaute zu, wie das Glas durch ihren ausgestoßenen Atem beschlug.

Hinter dem Fenster lag der Garten. Im Sommer sicherlich schön, im Dezember jedoch kahl und grau, aber nicht an diesem Morgen, denn in der Nacht hatte es wieder geschneit, und in dem Garten lag die helle Schneeschicht, die Wendy an Puder erinnerte.

Eigentlich bestand der Garten mehr aus einer Rasenfläche. Nur an den Seiten um sie herum gruppierten sich Bäume und Sträucher. Vom Erkerfenster aber schaute sie geradewegs auf diesen Rasen, der dank des gefallenen Schnees einem Leichentuch glich, das allerdings Flecken bekommen hatte.

Sie runzelte die Stirn. Flecken? Das war Unsinn, es war nur ein

Vergleich. Die dunklen Stellen auf dem Schnee mußten etwas ganz anderes sein als Flecken.

Spuren!

Dieser Begriff schoß ihr durch den Kopf, und sie fühlte sich plötzlich wie eingeklemmt. Spuren waren es und nichts anderes. Spuren in der hellen Haut des Schnees.

Dort war jemand hergegangen. Mitten in der Nacht, als sie im Bett gelegen hatte. Und dieser jemand, vielleicht auch mehrere Personen, mußten dann in das Haus eingedrungen sein, wo sie auf der Leinwand ihre Warnung hinterlassen hatten.

Rational war es für die Malerin nicht nachvollziehbar. Sie merkte zudem, daß sie Mühe hatte, sich unter Kontrolle zu halten. Durch ihren Körper rann ein Zittern, und sie stützte sich mit beiden Händen an der Fensterscheibe ab.

Was man ihr da zeigte, war schlimm und eigentlich nicht zu begreifen. In ihrem Kopf tuckerte es, und sosehr sie sich auch bemühte, das Zittern konnte sie nicht unterdrücken.

Allein der Gedanke daran, daß jemand in das Haus eingedrungen war, machte sie fast wahnsinnig, und sie ballte ihre Hände so stark zu Fäusten, daß sie die Spitzen der Nägel spürte, die in ihr Fleisch eindrangen und dort Halbmonde hinterließen.

Sie hörte sich selbst laut atmen, und allmählich schaffte Wendy es, auch wieder logisch zu denken.

Wenn sie sich die Spuren genauer anschaute und sich nur auf diese Tatsache allein konzentrierte, mußte sie zu dem Resultat gelangen, daß nicht nur eine Person in der Nacht durch den frisch gefallenen Schnee gegangen war.

Zwei oder drei?

Wir holen dich, Killer!

Klar, die Betonung lag auf dem ersten Wort, und das genau bekam sie durch die Spüren im Garten bestätigt.

Sie hörte sich selbst stöhnen, schüttelte den Kopf und wußte nicht, was sie tun sollte.

Langsam ging sie zurück, stieß gegen ihre Staffelei, die aber nicht umfiel, sondern nur schwankte und sich dann sehr bald wieder beruhigte. In Wendys Kopf drehte sich alles, und dann schrak sie zusammen, als das Telefon tutete.

So früh? Wo es noch nicht mal hell war! Wer konnte das sein? William, der ihr sagen wollte, daß er nicht kam oder sich einfach nicht traute, wieder in sein Haus zurückzukehren?

Das Handy lag nicht im Gästezimmer. Sie wollte es auch nicht erst suchen, sondern nahm im Flur ab, wo ein normales Telefon seinen festen Standplatz hatte.

Leise flüsternd meldete sich Wendy Starr mit einem gedehnten

»Hallooo…?«
»Du bist es nicht, William?«
»Nein.«
»Wer dann?«
Wendy zögerte mit der Antwort. Ihre Furcht war etwas verflogen. Auch deshalb, weil ihr durch einen Anruf keine unmittelbare Gefahr drohte. »Das spielt keine Rolle. Ich will wissen, wer Sie sind.«
»Wir sind die Toten. Ja, wir sind die Toten…« Die Stimme hatte sich nicht verändert. Nach wie vor war für Wendy nicht festzustellen, ob sie mit einem Mann oder mit einer Frau sprach. Die Stimme war einfach neutral, aber die Worte machten Wendy schon schwer zu schaffen.
»Wir sind die Toten«, wiederholte die Stimme. »Und wir werden den Killer zur Rechenschaft ziehen. Wir werden in seinem Blut baden, das hat er verdient - verdient - verdient…«
Wendy fiel der Hörer aus der Hand; er schwang für einen Moment noch über dem Boden, dann schlug er gegen die Wand, und schließlich hörte sie das Freizeichen, dieses langgezogene Tuten, das ihr vorkam wie ein Gruß aus dem Jenseits.
Sie konnte nicht mehr.
Ihre Beine gaben nach. Sie mußte sich einfach hinsetzen. Blieb neben dem Telefon hocken, preßte den Rücken gegen die Wand und vergrub das Gesicht in beide Hände…

***

Es war zwar kein Motiv für eine winterliche Postkarte, die man zu Weihnachten verschickte, aber viel fehlte nicht daran, dafür hatte der Schnee in der vergangenen Nacht gesorgt.
Er war wirklich dicht gefallen, zwar nur während drei Stunden, aber diese Menge war auf dem gefrorenen Boden liegengeblieben und hatte auf den Straßen für einigen Ärger gesorgt. Ich hatte mich zum Glück früh genug aus dem Großraum London gelöst, doch die Fahrbahn in Richtung Bristol war an einigen Stellen vereist gewesen. Kleinere Staus, bedingt durch Auffahrunfälle hatten mich aufgehalten, später aber, als die Räumdienste ihren Job erledigt hatten, ging es dann besser, und ich war schließlich am Ziel, diesem Baggersee, eingetroffen, der als hellgrüner, trüber Spiegel irgendwie schwer inmitten der gepuderten Landschaft lag.
Auch die Bäume hatten ein weißes Kleid erhalten und sahen aus wie frierende Skelette, obwohl es die bestimmt nicht gab.
Vor mir hatten die Helfer bereits den See erreicht. Mein Chef, Sir James, hatte sich kräftig eingesetzt, aber die schlechte Laune der Männer vom Bergungstrupp nicht vertreiben können. Schließlich war Samstag, und Überstunden machte bei diesem Wetter keiner gern,

auch die Taucher nicht, die jetzt aus dem Wasser stiegen und die Trosse des Krans an dem ersten Fahrzeug befestigt hatten.

Der Chef des Trupps hieß McNeill, brummelte einen Gruß und beschwerte sich, daß ich so spät erschienen war.

»Glatteis.«

»Ach ja, stimmt. Drei Wagen sollen in diesem Tümpel liegen?«

»Ja.«

Er knetete seine knubblige Nase. »Und was hoffen Sie noch zu finden, Mr. Sinclair?«

Ich lauschte für einen Moment der quietschenden Winde und hob die Schultern. »Ich weiß es noch nicht. Reichen Ihnen die drei Fahrzeuge denn nicht?«

»Im Prinzip schon«, gab er zu. »Nur habe ich schon böse Überraschungen erlebt, was die Inhalte angeht. Wir haben in alten Autos schon die merkwürdigsten Dinge entdeckt. Von Lebensmitteln über Kokain bis hin zu einer Leiche.«

»Das kann ich mir denken.«

»Und - welche Überraschung wird uns heute erwarten?«

Ich wollte McNeill nicht die Wahrheit sagen und hob die Schultern. »Ich kann es Ihnen nicht sagen. Wir haben nur einen Tip bekommen, daß jemand in diesem Baggerloch drei Fahrzeuge versenkt hat. Ob mit oder ohne Inhalt, das weiß ich leider nicht.«

McNeill lachte. »Überraschungen sind eben das Schöne in unserem Job.«

»Sie sagen es.«

Die Winde wurde von einem Dieselmotor angetrieben, der blaugraue Stinkwolken in die klare Winterluft ausstieß. Aber es gab keine andere Möglichkeit, und wir schauten gemeinsam zu, wie sich das Wasser auf der Oberfläche kräuselte.

Die Wellen kabbelten ineinander, dann gab es einen Ruck, der von einem Rauschen begleitet wurde und schon tauchte das Dach eines weinroten Jaguars auf. Das Wasser lief in Strömen über die Karosserie. Wir sahen die vier Räder, dann schwenkte ihn der Kran herum, so daß der Jaguar wie eine tote Blechkatze über dem Trockenen baumelte.

McNeill gab die Anweisungen. Der Kranführer ließ den Wagen vorsichtig herunter, der schließlich auf seinen nassen Reifen stand, aber noch verschnürt war.

Zwei Helfer lösten die Taue, und wir konnten uns daranmachen, den Wagen zu untersuchen.

Die Türen waren nicht verschlossen. Wir zerrten sie auf, dabei hatte ich den Männern vom Bergungskommando den Vortritt gelassen, was auch gut war, denn sie trugen Stiefel, ich nicht. Ich hätte nur nasse Füße bekommen, weil noch Restwasser aus dem Innern hervorschwappte.

Sie fluchten trotzdem, das aber gehörte wohl zu ihrem Job. Da die vier Türen weit offenstanden, schaffte ich es auch, trotz der Entfernung in das Innere des Jaguars zu schauen, doch ich entdeckte nichts Ungewöhnliches. Auf dem Rücksitz lag noch ein Frauenhut, vom Wasser gezeichnet und zusammengedrückt.

McNeill drehte sich zu mir um. »Wetten wir?«

»Warum?«

Er ging zum Heck. »Ich sage, daß wir auch im Kofferraum nichts Weltbewegendes finden.«

»Da könnten Sie recht haben.«

Auch der Kofferraum war nicht zugeklappt und nicht verschlossen. Mein Herz schlug schon etwas schneller, als ich sah, wie die Klappe in die Höhe glitt.

Ich schaute hinein - und sah keine Leiche.

Neben mir lachte McNeill, dann aber wunderte er sich über meine Reaktion, denn ich war ziemlich nachdenklich geworden und kaute auf der Unterlippe.

»Was ist mit Ihnen los, Mr. Sinclair? Sind Sie jetzt sauer, daß wir keinen Toten gefunden haben?«

»Nicht unbedingt«, sagte ich.

»Sie hoffen noch auf die beiden anderen Fahrzeuge, wie?«

Froh darüber, daß er mir eine goldene Brücke gebaut hatte, nickte ich ihm zu. »Ja, so ist es.«

Seine Männer tranken erst mal einen Tee, auch ich bekam etwas angeboten und unterhielt mich mit McNeill, der berichtete, daß er und seine Leute zumeist in Bristol und damit an der Küste eingesetzt wurden.

Ich hörte ihm zu, ließ ihn weiterhin reden, während die Helfer den nächsten Wagen hochholten.

Es war der Fiat.

Auch er war leer.

Dann erschien noch ein drittes Fahrzeug, das einer gewissen Caroline Dee gehört hatte, ein kleiner BMW, in dem wir ebenfalls keine Leiche mehr fanden.

McNeill wollte das nicht begreifen und schüttelte den Kopf. »So etwas ist schwer zu fassen«, gab er zu. »Ich habe ja schon viel erlebt, aber daß jemand Autos in einem Baggerloch absaufen läßt, begreife ich nicht. Sehen Sie einen Sinn darin, Mr. Sinclair? Müssen Sie ja, sonst würden wir hier nicht stehen.«

Ich runzelte die Stirn und atmete durch die Nase ein. »Jetzt kann ich es Ihnen sagen, Mr. McNeill. Ich habe drei Tote erwartet, ebenso wie drei Fahrzeuge. Die haben wir gefunden, die Toten nicht, und das macht die Sache nicht leichter.«

»Um was geht es denn?« wollte er wissen. »Etwa um einen

Bandenkrieg?«
»So ähnlich«, wich ich aus. »Man kann auch von einer Rache sprechen.«
»Mafia?«
»Klar.«
»Scheiße, die mischt auch überall mit. Ich habe gedacht, daß wir hier in Bath von ihr verschont bleiben.« Er blickte mich neugierig an. »Oder müssen wir uns auf harte Zeiten gefaßt machen?«
»Nein.«
Er lachte. »So ganz kann ich Ihnen das nicht glauben. Aber das ist nicht mein Bier.« Er deutete auf die drei Blechleichen. »Kann ich die abtransportieren?«
»Sicher.«
»Was ist mit der Spurensicherung? Soll ich die Autos in Verwahrung nehmen?«
Ich schüttelte den Kopf. »Die werden wir nicht mehr brauchen.«
»Das glaube ich Ihnen nicht.«
»Ihr Bier, McNeill.« Ich nickte ihm zu und bedankte mich, bevor ich mich von ihm verabschiedete.
Nicht gerade glücklich ging ich zurück zu meinem Rover. Wie hieß das Sprichwort noch? Leute, zieht euch warm an, es kommen kalte Zeiten auf euch zu.
Sehr kalte würden auf mich zukommen. So kalt wie der Tod…

***

Der Kaffee war heiß, der Cognac scharf, und beides zusammen brannte im Magen der Frau, die in einem der Cafés saß, das zu dieser Stunde schon geöffnet hatte.
Wendy Starr hatte es in diesem Haus nicht mehr ausgehalten. Sie war noch durch alle Räume gelaufen, was sie Überwindung gekostet hatte, dann aber hatte sie wieder die Spuren im Schnee gesehen, sich Geld eingesteckt, den Mantel übergeworfen und die Wohnung beinahe fluchtartig verlassen.
Zu Fuß war sie durch die kalte Morgenluft gestampft, durch den Schnee. Sie hatte dem Knirschen gelauscht und hatte auch erlebt, wie der Himmel seine dunklen Farbe verlor und allmählich heller wurde, wobei verschiedene Grautöne ineinander übergingen, vom Licht des Tages aber weiter weggeschoben wurden, um dem Licht einer fahlen Wintersonne endlich freie Bahn zu schaffen.
Auch in einem Kurort merkt man, wann das Wochenende gekommen war. Viel Verkehr herrschte nie, aber an einem Samstag im Winter hielt er sich noch mehr in Grenzen.
Es waren nur wenige Fußgänger unterwegs. Die Menschen hatten sich dick eingepackt, Mützen aufgesetzt oder sich in Schals gehüllt.

Einige Leute waren unterwegs zu morgendlichen Anwendungen, die in den verschiedenen Häusern stattfanden. Auch im alten Kurhaus, das wie ein Grand Hotel wirkte, herrschte Betrieb.

Das kleine Café lag nicht weit entfernt, und Wendy war froh gewesen, daß sie früh am Morgen schon etwas bekam. Hunger verspürte sie nicht, die Frühstückskarte hatte sie sich erst gar nicht angeschaut, ließ sich aber eine Schachtel Zigaretten von der Bedienung bringen, einer älteren Frau, deren Augen hinter den Gläsern der Brille müde wirkten.

»Und Sie möchten wirklich nichts essen, Madam?«

»Nein. Das ist mir alles zuviel.«

»Wir haben frische Hörnchen. Unser Bäcker hat mal in Frankreich gearbeitet. Ich kann sie nur empfehlen.«

»Gut, dann bringen Sie mir eines.« Wendy Starr wollte zwar nicht, sie bestellte schließlich um des lieben Friedens willen. Außerdem spürte sie bereits die Wirkung des Alkohols. Zusammen mit dem Kaffee hatte er sie aufgeputscht. Das Blut schien in ihren Adern zu brennen. Im Café war sie um diese Zeit der einzige Gast. Vorn, an der Theke im Laden kauften zwei Frauen Brötchen ein.

Die Einrichtung paßte zu Wendys Stimmung. Sie war schon einige Jahrzehnte alt, und das Holz schimmerte in einem dunklen Braun. Die runden Tische waren mit Glasplatten bedeckt. Zwischen Holz und Glas lagen noch gehäkelte Decken.

Das Croissant wurde serviert, zusammen mit einem Klecks Butter. Einen zweiten Cognac bestellte Wendy auch noch, und sie kippte ihn in den Kaffee. Dann tat sie Zucker hinein. Die Bedienung beobachtete sie aus einer gewissen Entfernung und wußte nicht, was sie von dieser Person halten sollte.

Wendy aß langsam. Sie schaute dabei ins Leere. Ihre Gedanken bewegten sich in ganz andere Richtungen. Diesen Morgen würde sie nie vergessen können. In diesen Stunden war ihr Leben auf den Kopf gestellt worden. Es braute sich eine Gefahr zusammen, die eigentlich William Cox galt. Doch jetzt, wo sie mit dem Mann zusammen war, wurde auch sie automatisch in den Kreislauf mit hineingezogen.

Sie aß, trank Kaffee und spürte jeden Schluck wie einen heißen Lavastrom durch ihre Kehle rinnen.

Ihr war klar, daß sie etwas unternehmen mußte. Dieses Weglaufen vor den Problemen hatte keinen Sinn gehabt. Das brachte nichts. Sie mußte sich ihnen stellen, aber nicht allein, sondern zusammen mit ihrem Freund.

Nur allmählich erwachte draußen das Leben an diesem trüben und kalten Samstag. Die Behandlungen liefen an. Kurgäste, dick vermummt, marschierten durch die Kälte.

Wendy überlegte nicht mehr lange. Sie kam zu dem Entschluß, daß

auch sie nicht mehr länger im Café bleiben wollte. Es brachte nichts, dieses Herumsitzen, das Starren ins Leere, die Beschäftigung mit den eigenen Gedanken, es regte sie nur noch mehr auf. Sie kam zu keiner Lösung, deshalb wurden die Frustrationen immer größer.

Die Bedienung saß an einem Tisch in der Ecke, trank selbst Kaffee und rauchte. Noch hatte sie Zeit, hin und wieder schaute sie zum einzigen Gast hin, und sie sah auch, wie Wendy den Arm hob.

Die Zigarette wurde ausgedrückt, dann kam die Frau auf Wendys Tisch zu. »Sie möchten bezahlen?«

»Ja.«

»War es gut?«

»Es hat geschmeckt.«

»Wunderbar, dann war der Tip doch richtig.« Während Wendy nach dem Geld suchte, stellte die andere Frau noch mehr Fragen. Sie wollte wissen, ob Wendy hier zur Kur war, und sie erhielt nur einsilbige Antworten. Wendy war froh, die dumpfe und trockene Wärme des Cafés verlassen zu können und fror dann, als die Kälte sie umfing. Den Weg jetzt zurücklaufen, gefiel ihr auch nicht, sie wollte sich ein Taxi nehmen. Daß William schon aus London zurück war, daran glaubte sie nicht, aber sie wollte auf keinen Fall später eintreffen als er.

Die Fahrerin war froh, eine Tour zu bekommen, und sie schimpfte, daß der Winter immer so lange dauerte und es für sie nicht viel zu tun gab.

Wendy schwieg.

Sie war mit ihren Gedanken ganz woanders. Die Spuren im Schnee wollten ihr nicht aus dem Sinn.

Dieses Haus hatte unter Beobachtung gestanden, das war sicher, und während der Fahrt schaute sich Wendy immer wieder um. Es war nichts Fremdes zu sehen. Nichts hätte sie beunruhigen können, abgesehen von der eigenen Erinnerung.

Allmählich erwachte die Stadt. Die Sonne kämpfte sich vor, was nicht so einfach war, denn der Himmel hielt seine hohe Wolkendecke fest, so daß der helle Ball mehr zu ahnen war, als zu sehen.

Versteckt hinter mächtigen Mauern, die zum Glück so hoch lagen, daß kein Schnee aus ihnen hervorrieselte.

Wendy war so in ihre eigenen Gedanken versunken, daß sie erst von der Fahrerin angesprochen werden mußte. »Wir sind da. Oder möchten Sie woanders hin?«

»Nein, nein, auf keinen Fall. Was habe ich zu zahlen?«

Sie bekam den Preis genannt, legte noch ein Trinkgeld hinzu und beeilte sich mit dem Aussteigen.

Wendy Starr betrat das Haus noch nicht. Sie blieb vor ihm stehen, als wäre es ein Ort, der Schreckliches ausstrahlte, um jeden Besucher zu warnen und abzuwehren. Dieses Empfinden hatte sie nie gespürt, aber

plötzlich überkam es sie, obwohl das Haus nicht anders aussah als sonst und völlig normal war. Hinter einigen Fenstern brannte Licht, aber es herrschte nicht der Betrieb der Woche wie sonst, der würde erst in zwei Tagen wieder beginnen. Die Bewohner hatten länger geschlafen.

Niemand war zur Arbeit gefahren, die Fahrzeuge standen nach wie vor auf dem Platz vor dem Haus.

Die Scheiben waren zugefroren.

Trotzdem zitterte die Frau. Sie saugte scharf die kalte Luft ein. Es war noch düster, die Sonne hatte sich noch nicht durchsetzen können! Dafür war Morgendunst aufgekommen, der sich besonders dicht über die zahlreichen kleinen Gewässer innerhalb der Stadt legte und nun langsam zwischen den Häusern trieb. Das Wetter konnte sich einfach nicht entscheiden. Es wurde nicht richtig hell, es war auch nicht dunkel, der Tag würde immer unter dieser Grauzone liegen, und so ähnlich konnte Wendy auch ihre Stimmung bezeichnen.

Die Haustür war geschlossen. Niemand hatte sie aufgebrochen. Wendy schloß die Tür auf, das war das einzige Geräusch in der Stille. Im Flur war es wärmer. Obwohl sie die Dunkelheit nie gestört hatte, kam sie Wendy doch anders vor, und sie schaltete das Licht ein.

In einer der oberen Etagen schlug eine Tür. Dann hörte sie eine Stimme und die schnellen Schritte.

Eine Mieterin erschien, eingepackt in einen dicken Mantel und eine Einkaufstüte schwenkend. Sie passierte Wendy so schnell, daß sie kaum Zeit für einen Gruß ließ.

Vor der Wohnungstür stoppte die Frau noch einmal. Den Schlüssel hielt sie bereits fest, schob ihn aber noch nicht in das Schloß. Dafür beugte sie sich vor, um zu lauschen. Dabei legte sie ihr Ohr gegen das Holz - und schreckte zusammen, als sie die Geräusche mitbekam.

Die waren nicht normal!

Stöhnen, Wimmern und ähnliche Laute hörte sie ziemlich genau. Wendy fing an zu zittern. Es überkam sie der Gedanke, einfach zu verschwinden, dann aber riß sie sich zusammen. Sie konnte nicht immer weglaufen. Sie hatte William versprochen, zu ihm zu halten, auch in schlechteren Zeiten.

Jetzt gab es Probleme, und wenn möglich, dann mußten sie gemeinsam durchgestanden werden.

Wendy sorgte dafür, daß so wenige Geräusche wie möglich entstanden, als sie den Schlüssel ins Schloß schob. Das leise Kratzen nahm sie zur Kenntnis. Sie drehte den Schlüssel zweimal herum, der Widerstand war plötzlich verschwunden, und mit dem Knie schob sie die Tür auf.

Das Wimmern verstärkte sich.

Im Wohnungsflur brannte kein Licht, so daß Wendy im ersten

Moment nichts sehen konnte. Sie war irritiert, als es still wurde, als würde jemand den Atem anhalten.

Sie betrat die Wohnung. Der Schlüssel am Bund klimperte; das Geräusch begleitete sie und kündigte ihre Ankunft an.

Wo steckte William?

Sie schloß erst die Tür auf, dann machte sie Licht, drehte sich wieder um.

Der Schock erwischte sie wie ein Tiefschlag.

William Cox war früher zurückgekehrt. Er lag auf dem Boden. Angeschlagen, wimmernd und blutend…

***

Im ersten Augenblick war Wendy unfähig, etwas zu tun. Sie schaute ihrem Freund ins Gesicht und hatte dabei den Eindruck, als hätte sich dieser einen Scherz erlaubt und sich eine Maske übergestülpt, um nicht sofort erkannt zu werden. Sein Gesicht war noch vorhanden, aber es sah nicht mehr so aus wie sonst.

Die Haut mußte mit irgendwelchen Instrumenten gefoltert worden sein, denn es zeigten sich in seinem Gesicht zahlreiche Schnittwunden, als wäre er von einem Gegner mit Rasierklingen traktiert worden. Er lag auf dem Boden, aber nicht flach, sondern hatte sich auf den angewinkelten Arm gestützt und sein Gesicht der Tür und damit der eintretenden Wendy zugedreht. Wenn sie nicht alles täuschte, lag auf seinen Lippen sogar ein verzerrtes Lächeln, mehr ein gequältes Grinsen, doch in den Augen las sie ein anderes Gefühl.

William war froh darüber, nicht mehr allein zu sein und endlich Hilfe zu bekommen.

Sie ging langsam auf ihn zu. Dabei lächelte sie oder bemühte sich darum. Einige Male zuckten ihre Lippen, sie bewegte auch die Augen, den Mund, sie wollte etwas sagen, aber es drang kaum ein Wort über ihre Lippen, nur Fragmente, und die verstanden weder sie noch er.

Neben dem Mann ging sie in die Knie. Erst jetzt sah sie auch, daß seine Kleidung zerfetzt war. Wie von langen Messerklingen aufgeschnitten. Er hatte seine Winterkleidung abgelegt und trug nur ein blaues Hemd und eine schwarze Hose. Der Hemdenstoff war zerfetzt. Sie sah die Haut darunter und das Blut, das auch in Williams Gesicht klebte. Es gab keinen logischen Grund für diese Verletzungen, aber sie dachte sofort an die Spuren, und sie streichelte die Wangen des Mannes zart. »Was ist denn geschehen, William? Wer hat das getan?«

Cox mußte erst Luft holen, um antworten zu können. »Die Toten waren es, die Toten…«

»Bitte?«

»Sie nehmen Rache, Wendy. Verdammt noch mal, sie nehmen Rache!

Ich habe es gewußt, zumindest geahnt, deshalb bin ich so früh losgefahren. Noch in der Nacht.«

»Was hast du gewußt?«

Er gab keine Antwort, die sie zufriedengestellt hätte, sondern fragte: »Ist Sinclair schon hier?«

»Wer?«

»John Sinclair.«

Wendy mußte den Kopf schütteln. »Tut mir leid. Diesen Mann kenne ich nicht.«

»Ich habe mich mit ihm in London getroffen. Deshalb bin ich doch hingefahren.«

»Okay, und was wolltest du von ihm?«

»Er wird mich beschützen. Nur er ist dazu in der Lage, glaub' es mir. Es ist so schrecklich.«

Sie stützte ihn ab, damit er nicht zusammenbrach. Dann fragte sie ihn: »Du denkst sicherlich an die drei Gestalten, nicht wahr?«

»Ja, die Frauen.«

»Dein Vorleben.«

»Ja. Ich habe sie auf dem Gewissen, indirekt getötet, Wendy, ich bin ein Mörder, aber ich bin es gleichzeitig nicht. Sie wollen mich vernichten. Sie sind von den Toten zurückgekehrt, das mußt du begreifen. Von den Toten, nicht aus ihren Gräbern, sondern von den Toten.« Das längere Reden hatte ihn angestrengt. Er stöhnte wieder und hustete zugleich, dann holte er röchelnd Luft und schwieg erschöpft.

Auch Wendy Starr war durcheinander. Sie wußte nicht, was sie jetzt tun sollte und was richtig war.

Mit leiser Stimme sagte sie: »Wir werden das Blut abwaschen, und wenn es sein muß, dann hole ich auch einen Arzt.«

»Sie hatten Peitschen«, flüsterte Cox. »Sie kamen auf mich zu wie Nebelgeister, und dann schlugen sie mich hier in der Wohnung.«

»Bitte?«

»Sie müssen durch den Keller gekommen sein. Sie haben auch auf mich gewartet, und dann haben sie mir keine Chance gelassen. Nicht den Hauch einer Chance. Es sind Bestien und keine Menschen. Drei Frauen - Betty, Caroline und Sharon. Drei verfluchte, untote Weiber.«

WIR HOLEN DICH, KILLER!

Diese mit Blut geschriebene Warnung auf dem Bild wollte ihr nicht aus dem Kopf. Sie hatte nie darüber lachen können, ihretwegen war sie unter anderem aus dem Haus geflüchtet, aber sie hätte nie gedacht, so schnell damit konfrontiert zu werden, denn ein Versuch war bereits gestartet worden, nicht grundlos lag der Mann auf dem Boden, gequält, geschunden, aus zahlreichen Wunden blutend.

»Kannst du aufstehen und gehen, William?«

Er klammerte sich an Wendys Schulter fest und holte tief Luft. »Ich werde es versuchen. Es müßte klappen, ich bin kein Greis und auch kein Kind, verdammt!«

»Dann komm, bitte!«

Wendy mußte ihn schon unterstützen. Sie erschrak, als sie sah, daß auch seine Hose zerschnitten war. Der Stoff war schmutzig und voller Blutflecken.

Wendy merkte, wie schwer der Mann war. Sie half ihm automatisch, denn mit den Gedanken war sie nicht bei der Sache. Da fühlte sie sich in ihren Arbeitsraum versetzt und auf die Staffelei mit dem Blut starrend.

William Cox ging gebückt. Jeder Schritt bereitete ihm Schmerzen. Er hielt die Zähne zusammengepreßt und atmete nur zischend. Schweiß brach ihm aus den Poren und vermischte sich mit dem Blut in seinem Gesicht. Er brauchte Wendy nicht zu sagen, wohin sie ihn bringen sollte. Sie führte ihn ins Bad.

Dort setzte sie den schweren Mann auf einen Hocker, der dicht an der Wanne stand, damit er sich abstützen konnte. Er saß da und starrte ins Leere.

»Der Teufel!« keuchte er. »Der Teufel hat seine verdammten Hände im Spiel, das weiß ich genau. Sie haben ihm gedient. Sie haben sich dieser Figur geweiht.«

»Wer sind sie, William?«

Cox schaute seine Freundin an und schüttelte den Kopf. »Nichts, Wendy, nichts.«

Damit war sie ganz und gar nicht einverstanden. »Moment mal, ich habe ein Recht darauf zu erfahren, was hier geschehen ist. Hörst du nicht? Ich habe ein Recht darauf!«

»Nein oder ja«, murmelte er. »Ich weiß es nicht genau. Aber es ist besser, wenn du nicht alles weißt. Du darfst nicht zuviel wissen, verstehst du das, Wendy?«

»Nein.« Sie hatte das schmale Metallregal durchsucht und gefunden, was sie brauchte. Einige Lappen, auch Pflaster und Verbandsmull. Damit konnte sie die Verletzungen behandeln.

»Laß es, Wendy!«

»Was soll ich lassen?« Sie schaute den Mann an, der sich plötzlich wie unter einem Fieberanfall schüttelte. »Frag nicht weiter, bitte nicht. Es ist auch besser, wenn du gleich gehst. Ich werde schon Hilfe bekommen. Sinclair läßt mich nicht im Stich.«

Sie feuchtete einige Waschlappen an und fragte: »Sinclair? Ich höre den Namen schon wieder. Wer ist es denn, verdammt?«

»Jemand, der sich auskennt.«

»Du mußt es wissen, Will«, sagte sie und sah das Thema zunächst als erledigt an. »So kannst du nicht bleiben, du mußt dich schon

ausziehen, damit ich alle Wunden sehen kann.«
»Weiß ich, aber ich fühle mich so - es schmerzt auch, Wendy.«
»Keine Sorge, ich helfe dir.« Wendy war froh, vor gar nicht langer Zeit einen Kursus in Erster Hilfe besucht zu haben. Die Kenntnisse würden ihr jetzt nutzen, hoffte sie.
Sie zog Cox die Schuhe aus. Er konnte sich am Wannenrand festklammern, auch dann, als er seine Hose verloren hatte. Mit zitternden Fingern knöpfte er sich das Hemd auf, und Wendy überlegte immer wieder, ob sie ihm von der Warnung erzählen sollte, die sich auf ihrem Bild in blutiger Schrift abgezeichnet hatte.
Schließlich verlor William auch noch seine Unterwäsche, die rot vom Blut war.
Nackt und frierend saß er auf dem Hocker. Wendy hatte Mühe, sich nicht abzuwenden, denn sein Körper sah einfach schrecklich aus. Durch die Schläge mit den dünnen, scharfen Gegenständen war die Haut an zahlreichen Stellen aufgerissen worden. Feine Risse, die noch bluteten, obwohl sie schon verkrustet waren. Dementsprechend vorsichtig ging Wendy zu Werke, und sie schaute dabei auch nach, welche Wunden besonders groß waren und verpflastert werden mußten.
Da gab es einige in Höhe der Brust und auch an den Oberschenkeln, aber sie konnte nicht alle verbinden, deshalb tupfte sie die meisten nur ab. Sie reinigte den Körper vom Blut so gut wie möglich.
Immer wieder hörte sie das leise Stöhnen des Mannes und dachte daran, daß sie sich an diese Geräusche nie gewöhnen konnte. Zuletzt nahm Wendy sich das Gesicht vor. Der Mann zuckte jedesmal zusammen, wenn eine besonders empfindliche Wunde berührt wurde.
»Danke«, flüsterte er zwischendurch. »Ich danke dir. Du bist toll - ich habe es nicht verdient.«
»Sprechen kannst du später.«
»Wann ist später?« Cox verdrehte die Augen, um in das Gesicht seiner Samariterin schauen zu können.
»Wenn es dir bessergeht und du in deinem Bett liegst. Und wenn sich der Arzt um deinen Wunden gekümmert hat.«
»Nein!« rief er mit lauter Stimme. »Nur keinen Arzt! Ich will es nicht, daß sich einer darum kümmert. Das, das ist nicht möglich, verdammt!«
»Warum nicht?«
Er umfaßte Wendys rechtes Handgelenk, so daß sie nicht in der Lage war, seine Stirn von den Blutresten zu säubern. »Er wird Fragen stellen, und er wird auch Antworten bekommen, die er einfach nicht akzeptieren kann, verstehst du das?«
»Nur schwer, William.«
»Ich weiß das alles doch, ich begreife es doch noch nicht richtig. Ich

muß erst mit John Sinclair sprechen. Er soll dabei sein, wenn mich ein Arzt verpflastert. Ich warte auf John.«

Wendy begriff ihn nicht. »Wieso willst du das? Ist dieser Sinclair denn ein Supermann?«

»Nein, das ist er nicht. Aber er ist ein Mann, der sich verdammt gut auskennt. Er weiß genau, was er tut, Wendy. Er ist dafür bekannt, daß er gegen die Dunklen Mächte kämpft, die überall lauern. Wenn er seinen Kommentar gegeben hat, werden wir weitersehen.«

»Und er kann sie stoppen, wie?«

Trotz seiner Schmerzen schaffte Cox es, die Schultern zu heben. »Das ist zu hoffen.«

»Du weißt, was du sagst?«

»Ja, wieso?«

»Später«, sagte sie und löste den Bademantel vom Haken. »Zieh den über, das ist besser.«

Der Mann erhob sich mühsam, und Wendy sah, daß sie ihn abstützen mußte, sonst wäre er zusammengebrochen. Nur mühsam schaffte es Cox, in den Bademantel zu schlüpfen. Schließlich stand er vor seiner Freundin und schaute zu, wie diese ihm den Gürtel zu einem Knoten zusammenschlang.

Dann nickte sie und reichte ihm den Arm. »Komm, wir werden in das Schlafzimmer gehen. Du mußt dich hinlegen, dann wird alles wieder besser. Nur Ruhe kann es bringen.«

»Ruhe?« flüsterte er und bewegte sich dabei wie ein Greis. »Ich werde wohl kaum Ruhe finden. Ich nicht, Wendy, ich bestimmt nicht. Sie, sie sind stärker als ich, viel zu stark. Ich habe mich übernommen. Ich hätte nichts mit ihnen anfangen sollen. Aber ich wußte nicht, zu wem die drei gehörten.«

»Du sprichst von den Frauen - oder?«

»Ja, ja, von ihnen.«

»Ich habe sie gesehen, William.«

Er ging nicht darauf ein, da er zu sehr mit sich selbst beschäftigt war und auch die Stütze an der Wand brauchte, um sich fortbewegen zu können.

Der kurze Weg zum Schlafzimmer kam ihm lang vor. Keuchend ließ er sich schließlich auf das Bett sinken und wurde sanft von seiner Freundin zurückgedrückt.

Schwer atmend blieb er auf dem Rücken liegen. »Meine Augen brennen«, flüsterte er. »Sie brennen, und ich weiß nicht, was damit los ist.«

»Möchtest du etwas trinken?«

»Ja, Wasser.«

»Okay, ich hole dir was.« Wendy drehte sich um und ging zur Tür. Das Rollo hing noch vor der Scheibe; sie ließ es hängen. Es war besser

so, niemand sollte hineinschauen können. Das nebelgraue Tageslicht sickerte rechts und links des Rollos vorbei. Auf die Entfernung wirkte es wie eine blasse Leinwand, auf der jeden Augenblick die Geister aus einer anderen Welt erscheinen konnten, um dort ihre Tänze aufzuführen.

Wendy ließ ihren Freund allein. Sie hatte Mitleid mit ihm, okay. Auf der anderen Seite aber ärgerte sie sich darüber, daß er ihr so wenig über sich selbst erzählt hatte. Hätte er nur den Mund aufgetan, dann hätte sie ihm vielleicht helfen können, so aber war es nicht möglich. Da mußte er selbst darüber hinwegkommen.

In der Küche öffnete sie die Tür des Kühlschranks. Er stand nicht weit vom Fenster entfernt, und sie konnte nach draußen schauen, wo der Garten im grauen Dunst lag.

Der Nebel bestand nicht mal aus Schleiern, die der Wind bewegte. Er lag über der Stadt wie eine Haube aus unzähligen, winzigen Wassertropfen. Ein graues Zelt, das von Menschenhänden nicht zur Seite geschafft werden konnte.

Die Bäume an den Seiten des Grundstücks waren nur mehr zu ahnen. Der Rasen sah ebenfalls grau aus, und Wendy wußte auch, daß der Nebel die Geräusche stark dämpfte oder sie schluckte, bis nichts mehr zu hören war.

Ein unheimliches Wetter, das irgendwo auch feindlich war. Sie holte noch ein hohes Glas und ließ das Wasser hineinlaufen. Fast wäre es zu voll geworden, weil Wendy nicht aufgepaßt hatte und mit ihren Gedanken woanders gewesen war.

Sie mußte Wasser abtrinken, um das Glas überhaupt transportieren zu können.

Noch einen letzten Blick warf sie durch das Fenster - und sah die drei Gestalten!

***

Wendy Starr wußte nicht, wo sie hergekommen waren. Aber sie hatte sich nicht geirrt. Sie waren da, sie waren aus dem Nebel gekommen und schoben sich auf das Haus zu.

Die Frau war so entsetzt, daß sie nicht mal denken und nur starren konnte. Sie nahm nicht viel wahr, noch nicht, aber die Gestalten schoben sich näher an das Haus heran, und da entdeckte sie, daß es tatsächlich Frauen sein mußten, auch wenn sie so befremdend wirkten. Sie trugen lange Gewänder, von denen Bänder herabhingen, die aussahen wie überlange Spinnfäden, was sie bestimmt nicht waren. Denn jetzt konnte sich Wendy vorstellen, wie der Mann im Schlafzimmer verletzt worden war. Grausam und brutal, und sie schüttelte sich plötzlich.

Die drei Gestalten trugen Gewänder. Schwarz oder in einem sehr

dunklen Blau, weit hochgezogen, bis über die Münder hinweg. Auf ihren Köpfen saßen ebenfalls dunkle Mützen. Die Gesichter darunter schimmerten rötlich, als würde hinter ihrer Haut ein unheimliches Feuer glühen, das seinen Weg nach außen nicht gefunden hatte.

Sie gingen durch den Garten, als wäre er ihr Eigentum. Sie waren Gestalten im Nebel, und der Begriff Nebelgeister durchschoß den Kopf der Beobachterin. Aber sie waren nicht aus dieser grauen Suppe entstanden, sondern eigenständige Personen, die sicherlich genau wußten, was sie wollten.

Bei jedem Schritt sah es aus, als wäre der Nebel dabei, sie durch den Garten zu treiben. Wendy konnte sich bei diesem Anblick überhaupt nicht vorstellen, daß sie mit den Füßen über den Rasen hinwegschabten. Sie glitten einfach weiter wie Personen, die sich den Dunst ausgesucht hatten, um ihn zu durchschwimmen.

Dann waren sie plötzlich weg!

Verschwunden, wie von dieser dunstigen Welt aufgesaugt, und Wendy konnte nur den Kopf schütteln, bevor sie dann über ihre Augen wischte. Ein Spuk? War sie von einem Spuk genarrt worden?

War das gesamte Geschehen etwa nur Spuk und Einbildung?

Es war schwer für sie, eine Lösung zu finden, aber sie wollte sich einen Beweis holen. Deshalb hetzte sie in das Gästezimmer, wo ihre Staffelei stand.

Das Porträt des Mannes war einfach nicht zu übersehen, auch nicht die Blutschrift.

WIR HOLEN DICH, KILLER!

Das war kein Spuk, das war die brutale Wahrheit, und Wendy begann zu zittern, als sie sich umdrehte und das Zimmer wieder verließ. Sie dachte darüber nach, ob sie es ihrem Freund erzählen oder lieber noch verschweigen sollte.

Eine Lösung kannte sie nicht. Diese letzten Stunden waren sowieso die schlimmsten ihres Lebens, und Wendy ahnte, daß das Grauen noch nicht beendet war.

Beendet?

Ein unsinniges Wort, denn es fing erst an. Hier waren Kräfte am Werk, die sie nicht kontrollieren konnte, wahrscheinlich gelang es keinem Menschen, auch diesem Sinclair nicht, auf den ihre Freund so sehr vertraute.

Er hatte von Toten gesprochen, die zurückkehrten. Tote Frauen, die lebten. So etwas konnte es einfach nicht geben, das war der reine Irrsinn, das gab es in Filmen und Romanen, doch nicht in der Wirklichkeit. In den folgenden Minuten würde sie verdammt starke Nerven brauchen, um sich gegen William durchzusetzen und den Überblick zu behalten.

Das Glas zitterte schon in ihrer Hand, und das Wasser darin

schwappte hoch bis zum Rand. Aus dem Schlafzimmer hörte sie Williams leise Stimme, die nach ihr rief.

»Ich bin schon unterwegs!« sagte sie. »Einen Moment noch.«

Als Wendy das Schlafzimmer betrat, hatte sich Cox halb aufgerichtet und hingesetzt. Das Kissen im Rücken stützte ihn, und er sah aus wie jemand, der unter einem Fieberanfall litt.

Sein Gesicht war rot angelaufen, was nicht allein an den noch zu sehenden Wunden lag, auch seine innere Erregtheit zeichnete sich dort ab.

»Was hast du getan?« fragte Wendy, als sie neben dem Bett stehenblieb. Sie kam sich nach dieser Frage dumm vor, aber ihr war nichts anderes eingefallen.

»Ich? Getan?«

»Ja, du hast dich hingesetzt.«

»Das stimmt.«

»Und weiter?«

Jemand hatte bei ihm einen Motor eingeschaltet. So kam er der Frau vor. Die, ganze Zeit über hatte er sich nicht bewegt, nun aber rutschten seine Hände über die Decke hinweg. Sie zuckten dabei, sie schienen einem anderen zu gehören, und er bewegte auch seinen Kopf hektisch nach rechts und links, wobei er mal zum Fenster und mal zur Tür schaute.

Wendy stellte das Glas auf dem Nachttisch neben dem Bett ab. »Was ist denn nur los?« fragte sie leise.

Er hob die Schultern. »Ich weiß es nicht. Ich weiß es nicht…«

»Hast du Angst?«

»Angst?« wiederholte er tonlos, und sein Blick war dabei völlig leer. »Ja, ich habe Angst. Ich fürchte mich vor Ihnen. Jetzt fürchte ich mich plötzlich…« Er überlegte einen Moment, dann schaute er Wendy an und flüsterte mit scharfer Stimme: »Sie sind hier, nicht wahr?«

Wendy Starr wußte genau, von wem er sprach. Trotzdem hakte sie nach. »Von wem redest du?«

»Von den drei Frauen, den Toten. Sie wollen mich töten. Sie sind zurückgekehrt. Sie sind nicht tot, das weiß ich inzwischen. So deutlich ist alles zu spüren…«

»Niemand ist hier!« erwiderte die Frau wider besseres Wissen. »Einfach niemand!«

»Doch, doch!« Bei jedem Wort bewegte er sich ruckartig nach vorn. »Doch, sie sind wieder da!«

»Wo sollen sie denn sein, William? Ich sehe niemand. Wirklich nicht. Ich habe sie in der Wohnung nicht gesehen.«

Er wußte nicht, was er darauf erwidern sollte und leckte über seine trockenen Lippen.

Wendy lenkte ihn insofern ab, daß sie darauf hinwies, erst einmal zu

trinken. Das Glas hielt sie fest und führte es zwischen seine geöffneten Hände. Er griff zu und hob das Glas an. Er setzte es an die Lippen. Das leichte Kippen, dann der erste Schluck, der zweite, der dritte. Er war trotzdem nicht bei der Sache, denn die Augen bewegten sich, als wollte er das Zimmer nach irgendwelchen Monstern oder Untoten absuchen, sie sich im Dämmer verborgen hielten.

Ein Rest Wasser befand sich noch im Glas, als Wendy es wieder zur Seite stellte. »Am besten wird es sein, William, wenn du dich wieder hinlegst. Ich weiß, daß es viel verlangt ist, aber versuche zu schlafen. Schließ die Augen. Versuche zu vergessen, das wird am besten sein. Nur nicht daran denken, William, ich bitte dich.«

»Ich kann nicht schlafen.«

»Klar, es wird schwer sein und…«

»Sie sind hier, Wendy, sie sind hier!«

Beinahe hätte sie aufgeschrieen, so heftig umklammerte er ihren Arm. »Ich spüre ihre Nähe, ich nehme schon ihren Geruch war. Den Geruch der Toten. So riecht es unter der Erde auf einem Friedhof, wenn die Würmer und Käfer kommen, um sich in das alte Fleisch der Leiche hineinzufressen und sich durch die Augenhöhlen wühlen. So und nicht anders, das kannst du mir glauben.«

»Dann bist du davon überzeugt, daß eine Gefahr in der Nähe lauert?«

»Ja, eine tödliche.«

Wendy hatte Mühe, cool zu bleiben, aber in diesem Fall war die Frau die stärkere Person. »Gut, William, dann werden wir etwas dagegen unternehmen. Oder ich in diesem Fall.«

Überzeugt hatte sie ihn nicht. »Was willst du denn tun, verflucht! Was kannst du gegen drei Tote, die leben, noch alles unternehmen? Nichts, gar nichts…«

Sie hob den Finger wie eine Lehrerin, die einem Schüler etwas erklären wollte. »Noch hat sie keiner von uns gesehen«, erklärte sie wider besseres Wissen. »Und deshalb werde ich Hilfe holen, darauf kannst du dich verlassen.«

»John Sinclair ist noch nicht hier.«

»Vergiß ihn, William.«

»Nein, das kannst du nicht machen.« Er wollte nach Wendy greifen, weil sie sich vom Bett gewälzt hatte, aber sie war schon zu weit fort, und so faßte er ins Leere. Er sah sie durch die Tür des Schlafzimmers verschwinden, und auf seinem Gesicht malte sich plötzlich die Verzweiflung ab. »Das kannst du nicht machen, Wendy! Das kannst du doch nicht tun! Ich bitte dich, ich bitte dich, ich…«

Sie wollte nicht auf ihn hören. Das tragbare Telefon lag irgendwo im Wohnraum, den sie vorsichtig betrat. Obwohl hier kein Rollo die Fensterscheibe verdeckte, war es doch düster, und der Nebel draußen hatte eine eigenartige, geheimnisvolle Atmosphäre geschaffen.

Das Telefon lag auf dem Tisch. Nur schwer zu sehen, weil es eine dunkle Farbe hatte. Wendy wollte danach greifen und berührte es, als sie etwas wahrnahm.

Ihr Freund hatte von einem bestimmten Geruch gesprochen. Sie hatte ihn nicht akzeptieren wollen, doch nun war es soweit.

Der Duft der toten Frauen.

Widerlich, nach alter Erde, nach Verwesung, nach Pflanzenresten und verfaultem Fleisch riechend.

Ein Geruch, wie sie ihn noch nie wahrgenommen hatte, zudem noch leicht süßlich, so daß sie nicht anders konnte, als sich zu schütteln.

Wendy ließ das Telefon los und drehte sich um. Die Tür hatte sie nicht geschlossen, die stand beinahe bis zum Anschlag offen. Wendy konnte in den Flur schauen, in dem es düster war.

Der Gestank strömte ihr aus dem Flur entgegen.

Wendy schluckte. Plötzlich bekam sie eine wahnsinnige Furcht. In der letzten Zeit hatte sie sich zu sehr um ihren Freund gekümmert und die Furcht unterdrücken müssen.

Jetzt aber stieg sie hoch.

Heiß, brutal und schnell!

Sie hielt den Atem an. Auch William mußte etwas gehört haben, denn er rief nach ihr. Aber seine Stimme kam ihr so weit weg vor, wie durch einen Ozean getrennt.

Wendy wunderte sich selbst, daß sie auf die Tür zuging und nicht floh. Sie hätte nur das Fenster zu öffnen brauchen, dann wäre alles klar gewesen, aber in diesen Augenblicken da spürte sie auch die Verantwortung, die sie ihrem Freund gegenüber hatte.

Sie erreichte die Schwelle.

Der Blick nach links.

Beinahe hätte sich Wendy an ihrem eigenen Speichel verschluckt, denn was sie sah, konnte sie kaum glauben.

Drei Gestalten waren auf geheimnisvolle Art und Weise in das Haus eingedrungen. Sie standen im Flur, die Körper umweht von diesen hauchdünnen Fäden, die Blicke zum Schlafzimmer hin gerichtet, wo William Cox lag, an dem sie sich rächen wollten.

Das alles schoß Wendy innerhalb von Sekunden durch den Kopf, und sie überwand ihren inneren Schweinehund, ging vor, stand im Flur und rief mit zittriger Stimme: »Was wollt ihr…?«

***

Ich fuhr, und ich wußte genau, daß ich mich beeilen mußte, um zum richtigen Zeitpunkt einzutreffen. Es war nur ein Gefühl, aber ich kannte mich selbst, denn oft genug hatte ich meinen Gefühlen nachgegeben und war richtig damit gefahren.

Bath war ein wirklich schöner, ein alter Kurort. Schon vor

Jahrzehnten waren hier die Gäste hergekommen, um sich zu erholen. Gepflegte Parks, alte Häuser, keine großen, modernen Bauten, die die alte Architektur störten, zumindest nicht auf den ersten Blick. Hier schien die Zeit stehengeblieben zu sein.

Es mochte auch am Dunst liegen, der den Ort so plötzlich überfallen hatte.

Der Nebel bewegte sich nicht. Er stand über dem Ort wie eine stille Haube und dämpfte die Geräusche. Ich hatte Mühe, mich zu orientieren und wußte auch nicht, ob ich bei der Verkehrsführung in die beiden Kreisverkehre richtig abgebogen war. Schließlich erkundigte ich mich bei einem älteren Mann, der einen Hund spazieren führte, nach dem richtigen Weg.

Er überlegte erst, dann gab er mir die Beschreibung und malte mir die Strecke sogar auf einen Zettel, den ich dankbar einsteckte. Verfahren hatte ich mich direkt nicht, aber ich war relativ weit vom Ziel weggekommen. Ich ließ den Wagen wieder anrollen. Es ging weiter.

Mein Rover schob sich wie ein unheimlicher Schatten mit Glotzaugen durch den Dunst. Die Autos fuhren langsam. Die kahlen Bäume, die glücklicherweise noch standen, sorgten für eine intensivere Dämmerung, und auch gegen Mittag würde es nicht hell werden. Hausnummern konnte ich nicht ausmachen, zudem lagen die Häuser oft weiter von der Straße entfernt, inmitten von Gärten.

Wenn Lichter hinter den Scheiben zu sehen waren, dann wirkten sie nie klar, sondern wie ein Sternenhaufen weit im All. Zumeist verschwommen und oft nur an bestimmten Stellen im Zentrum deutlicher.

Ich hielt irgendwann an, um den Rest der Strecke zu Fuß zurückzulegen. Eine Hausnummer las ich trotz der widrigen Verhältnisse von der Hauswand ab, und ich stellte fest, daß ich mich auf der richtigen Seite befand.

Drei Häuser entfernt fand ich mein Ziel.

Ich ging jetzt schneller. Etwas trieb mich an. Das Mietshaus wurde von den Schwaden umwabert.

Es sah düster aus. Ich lief durch den Vorgarten und schaute mir das Klingelbrett mit den Namen der Hausbewohner an.

Cox wohnte Parterre.

Ich wußte nicht, ob er schon eingetroffen war, aber er hatte von einer Frau namens Wendy Starr erzählt, mit der ich sicherlich über den Fall würde reden können.

Ich schellte und wartete.

***

Wendy hatte die Worte ausgesprochen und lauschte dem Klang ihrer

eigenen Stimme, der ihr so fremd vorkam, als hätte eine andere Person in den Flur hineingesprochen.

Die drei Schattenfrauen waren bisher nicht auf sie, sondern auf das Schlafzimmer fixiert gewesen.

Sie hatten mit einer schon teuflischen Sicherheit herausgefunden, wo sich ihr Opfer aufhielt.

Plötzlich war hinter ihnen die Stimme aufgeklungen und hatte sie irritiert.

Sie drehten sich um.

Das geschah gleichzeitig, und Wendy Starr hielt den Atem an, nicht weil sich diese Gestalten umdrehten, sondern weil es ihr so unglaublich vorkam.

Sie schauten sich nicht an, sie blieben in Bewegung, bis sie sich um hundertachtzig Grad gedreht hatten und nun ein neues Ziel fanden: die angststarre Wendy.

So etwas hatte die Frau noch nie zuvor durchlitten. Der Modergeruch raubte ihr beinahe den Atem, der Anblick der Gesichter war ein einziger Schock.

Dieses Rot war keine Täuschung gewesen. Es hatte zwischen der Kleidung und der Mütze seinen Platz gefunden, wobei die Haut aussah, als wäre sie verbrannt worden. Das Feuer mußte sich noch hinter der Haut gehalten haben, einen anderen Grund konnte sie sich einfach nicht vorstellen.

Sie schauderte, als sie die Gesichter sah, aber trotzdem nicht erkannte. Sie waren für sie auf eine gewisse Weise neutral, hätten Männer- oder Frauengesichter sein können. Rot und aufgedunsen. Die Augen verschwanden in dem Gesicht, das praktisch eine einzige Fläche bildete und durchglüht war.

Wendy war auf einmal wie gelähmt. Sie konnte es nicht fassen, und sie spürte auch, daß der Mut sie verlassen hatte. Vorhin war sie bereit gewesen, sich diesen Wesen zu stellen, nun kroch die Furcht in ihr hoch. Zugleich beging sie den Fehler, über diese Unmenschen nachzudenken, was sie nur noch mehr durcheinanderbrachte. Und es war ihr auch klar, daß sie auf ihre Frage keine Antwort erhalten würde, zumindest nicht so, wie sie es sich vorgestellt hatte.

An William Cox hatte das teuflische Trio das Interesse verloren. Ihnen kam es jetzt einzig und allein auf die Frau an, die sich nicht vom Fleck rührte, im Gegensatz zu den drei Unholden, die wie auf ein geheimes Kommando hin die linken Arme bewegten.

In diesem Augenblick erst wurde Wendy wieder an die Bänder erinnert, die an den Gestalten hingen. Nach diesen Bewegungen nicht mehr, denn plötzlich schwangen sie vor, wehten Wendy entgegen, und auf dem Weg zu ihr veränderten sie sich. Sie fingen urplötzlich Feuer und wehten wie brennende Lunten der Frau entgegen, die sich erst

wieder bewegte, als sie den Anprall der Hitze spürte. Der heiße Gruß wehte ihr entgegen, und ein brennender Faden war so lang, daß seine Spitze über ihre Stirn strich.

Wendy schrie leise auf, als sie den Schnitt spürte. Vom Haaransatz zog er sich nach unten und endete genau zwischen den Augen.

Dieser Schmerz hatte auch seinen Vorteil. Er riß Wendy Starr aus der Lethargie. Auf einmal konnte sie sich wieder bewegen und auch denken. Sie wußte genau, daß sie vor dem nächsten Angriff, der sie sicherlich stärker erwischen würde, den Platz verlassen mußte.

Zur Wohnungstür hin war ihr der Weg versperrt. Es gab nur den Ausweg durch das Wohnzimmer, und sie dankte Gott, daß William nicht in einer der oberen Etagen lebte. Aus dem Parterre-Fenster konnte sie klettern und durch den Garten flüchten, obwohl ihr das auch nicht gefiel, weil sie William im Stich lassen mußte.

Wenn ihr aber die anderen dabei auf den Fersen blieben, war er vorläufig gerettet.

Sie drehte sich. Dabei bekam sie noch mit, wie glühende Fäden wieder auf sie zuhuschten, aber sie hatte ihnen bereits den Rücken zugedreht und überwand die Schwelle zum Wohnraum. Ob und was die Fäden noch erwischt hatten, bekam sie nicht mit. Wichtig für sie war einzig und allein die Flucht. Zudem mußte sie das Fenster geöffnet haben, bevor die anderen es schafften, in greifbare Nähe zu geraten.

Sie war nervös. Die Furcht trieb sie voran. Wendy achtete nicht darauf, wohin sie trat. Sie lief schon torkelnd durch den Raum, sie stieß gegen einen Sessel -und einen Tisch, der zur Seite rutschte, aber nicht umkippte. Nur nicht zurückschauen! hämmerte sie sich ein. Keine Sekunden verlieren! Das Fenster allein war wichtig, das sie aufreißen mußte, um dann zu verschwinden.

Sie erreichte ihr Ziel.

Finger umklammerten den Hebel, den Wendy bewegte. Dann zerrte sie das Fenster nach innen und mußte achtgeben, nicht noch selbst erwischt zu werden.

Die kalte Nebelluft drang wie ein Schwall gegen Wendy, die sich an der Seite festhielt, als sie das rechte Bein hob und auf die Fensterbank kletterte, wo sie für einen Moment geduckt stehenblieb und sogar die Nerven aufbrachte, sich zu drehen.

Die drei teuflischen Weiber hatten das Zimmer längst erreicht. Sie waren ziemlich schnell gegangen, und sie schaukelten auch bei jedem Schritt. Für Wendy sah es aus, als würden sie sich drehen, dabei bewegten sich nur die glühenden Fäden um ihre Gestalt herum, als wären sie die Ketten an einem Karussell.

Springen!

Sie stieß sich ab, als glühende Fäden auf ihren Rücken zielten, ihn

aber nicht mehr erwischten. Da war sie bereits in die neblige Welt des Gartens hineingesprungen, landete zum Glück auf einem Stück weicher Erde, knickte aber trotzdem ein und fiel auf die Seite.

Der Schock hielt sie für einen Moment fest wie eine Klammer, deshalb blieb sie auch liegen und schaute schräg in die Höhe, wo sich das offene Fenster befand. Sie sah nicht, was im Zimmer ablief, aber sie glaubte, das Geräusch der Klingel schon zwei- oder dreimal gehört zu haben, sicher war sie sich aber nicht.

Der Schock verging.

Wendy hatte sich bei dem Aufprall nichts getan. Es war alles in Ordnung, und sie kam mit einem gewaltigen Schwung auf die Füße, lief noch geduckt weiter, um das Haus zu umrunden. Sie konnte sich vorstellen, daß die drei Unheimlichen nicht aufgaben, denn sie war ebenso ein Opfer wie William Cox.

Als wäre sie gepeitscht worden, hetzte sie durch den Garten. Am liebsten hätte sie geschrieen, aber sie brauchte die Luft, um durchatmen zu können. Wendy schaute nicht nach links oder rechts. Sie stürmte in den Dunst hinein, wußte nicht, ob sie sich richtig oder falsch verhalten hatte, aber sie brauchte Hilfe.

Plötzlich war die Mauer da.

Wendy prallte gegen dieses Hindernis, das nicht so hart wie Stein war und sogar abprallen ließ.

Wendy blieb zum Glück unverletzt. Es war eine »Mauer«, die sich bewegen konnte und sie umschlang. Nicht nur das, sie hatte sogar ein Männergesicht, einen Mund, der sich bewegte und sie plötzlich ansprach.

»He, was ist los?« fragte ich…

***

William Cox saß in seinem Bett und hatte den Kopf zur Seite gedreht, damit er die Tür im Blickfeld behielt, die nicht geschlossen war. So gelang es ihm, in den Flur hineinzuschauen, und er wußte auch, daß er sich nicht geirrt hatte.

Es gab sie, und sie waren da.

Er hatte sie nicht gesehen, sondern gerochen. Ihren widerlichen Gestank, ihr Aroma aus Grab, Erde und verblichenem, alten Fleisch. Das alles war ihm in die Nase gestiegen und hatte auch seinen Mund ausgefüllt.

Wer draußen war, der konnte nicht so intensiv riechen. Dann hätten die Wände den Geruch geschluckt. Also waren seine Verfolgerinnen bereits im Haus, und Wendy hatte es nicht wahrhaben wollen. Es brachte nichts, wenn sie die Polizei anrief. Die Beamten würden viel zu spät eintreffen, bis dahin konnten diese tödlichen Weiber ihr Rache schon vollendet haben.

Wendys Gestalt verschwand wie ein Schatten aus dem Flur, als sie in den Wohnraum ging.

Cox richtete sich auf. Er wollte nicht mehr im Bett bleiben. Dort kam er sich hilflos vor, wie angekettet. Er mußte etwas unternehmen, diese Wohnung gehörte nicht mehr ihm. Sie war von der verfluchten Totenbrut übernommen worden.

Er bewegte sich jetzt heftiger, weil er die Beine unter der leichten Decke herziehen wollte.

Das Stöhnen ließ ihn innehalten. Schmerzen durchzuckten seine Beine. Die kleinen Wunden waren zwar gesäubert worden, trotzdem »meldeten« sie sich auf ihre Art und Weise, und er schaffte es nicht, aus dem Bett zu klettern. In einer steifen und unnatürlichen Haltung blieb er liegen, aber er konnte in den länglichen Flur schauen, der im Licht der Deckenleuchte lag. Zudem wunderte er sich darüber, daß er seine Freundin nicht sprechen hörte. Sie hätte längst die Nummer der Polizei wählen müssen.

Er hörte nichts, er sah nichts. Sie waren gekommen.

Sie standen im Flur.

Cox sah ihre Rücken und die Röte zwischen den Kopfbedeckungen und den Umhängen, die sie trugen. Eine rote Farbe, die auch von einem Feuer stammen konnte. Dieser Anblick sorgte in Williams Kopf für einen gewissen Aufruhr, denn er erinnerte ihn an etwas.

Er hatte die Röte schon gesehen, einen ganz bestimmten Farbton, den er allerdings nicht hier im Haus fand, sondern ganz woanders.

In dem alten Haus.

Im Keller.

Wo er auch die obszöne Teufelsfigur gesehen hatte.

Sie tauchte wieder in seiner Erinnerung auf, aber ein anderes Bild schob sich dazwischen. Es war die Realität, und die sah böse aus für Wendy Starr, die sich nicht mehr im Wohnzimmer aufhielt, sondern zurück in den Flur gekommen war und die drei Todeswesen sogar angesprochen hatte. Cox hatte die Worte nicht genau verstanden, aber es gab eine Reaktion der unheimlichen Besucher.

Sie schleuderten die Arme vor - und die Fäden!

Auf dem Weg zum Ziel fingen sie plötzlich Feuer und glühten wie das rote Höllenlicht.

Gleichzeitig drang auch der Klang der Türglocke an seine Ohren, aber Cox schaffte es nicht, die Dinge in die Reihenfolge zu bringen. Er war wie ein gelähmter Zuschauer, der im Bett hockte und sich nicht rühren konnte. Die drei Wiederkehrerinnen hatten die Regie übernommen, und sie schickten die Fäden auf die Reise.

Einer erwischte das Gesicht von Wendy Starr.

William Cox konnte zuschauen, wie sie zusammenschrak. Aber sie schrie nicht und verbiß ihren Schmerz. Dennoch taumelte sie für einen

Moment zur Seite, bis sie sich wieder gefangen und den Weg ins Wohnzimmer nahm, begleitet von einem dritten Klingeln mittlerweile, um das sie sich nicht kümmerte.

Aber Cox hatte es gehört.

Sinclair war gekommen. Nur er konnte es sein. Einen anderen Besuch erwartete er nicht. Jemand mußte ihm öffnen. Wenn Wendy es nicht schaffte, dann mußte es ihm gelingen. Im Bett konnte er dabei nicht liegenbleiben, und so wälzte er sich zur Bettkante. Der Schwung war einfach zu groß gewesen, sein Körper rollte über die Kante hinweg und prallte zu Boden. Es gelang ihm noch, den rechten Arm anzuwinkeln und den Fall so erträglicher zu machen, aber sein Körper fühlte sich trotzdem an wie im Feuer gebadet, so stark wurde er von den Schmerzen durchtost.

Auf dem Boden blieb er liegen. Es gab keine Stelle, die nicht glühte. Die verdammten Schnitte waren dabei, sich auszubreiten, um den gesamten Körper zu erfassen.

Er kam nicht weg.

Schon die kleinste Bewegung setzte seine Haut in Brand, so sehr schmerzten die Stiche.

Die Totenbrut hatte die erste und eigentliche Beute verloren, aber eine neue gefunden.

Sie drehten sich um.

Und sie starrten mit ihren Feuergesichtern in das Schlafzimmer hinein, wo Cox hilflos am Boden lag…

***

Ich hatte die Frage gestellt, während ich eine starre Frau in den Armen gehalten hatte, die sich plötzlich bewegte und nun versuchte, meinem Griff zu entwischen. Sie kam mit mir nicht zurecht, denn ich war für sie eine fremde Person, möglicherweise sogar ein Feind.

Da die Frau aus dem Fenster des Hauses gesprungen war, in das ich hineingewollt hatte, blieb nur eine Möglichkeit für mich, wer sie war. Ich hatte sie nie gesehen, aber William Cox hatte von ihr gesprochen, und ich fragte sie direkt. »Sind Sie Wendy Starr?«

»Ja.«

»Ich bin John Sinclair!«

Ihre Gegenwehr stockte. Für einen Moment war sie starr wie eine Leiche, aber in ihrem Gesicht bewegten sich die Augen. Sie zuckten, ebenso wie die Lippen.

»John Sinclair!« wiederholte ich, darauf hoffend, daß ihre Gegenwehr erlahmte.

»Ja, ja«, hauchte sie. »John Sinclair. Das weiß ich jetzt. Das ist wichtig.«

»Dann kennen Sie mich?«

»Klar, ich kenne Sie vom Namen. William hat ihn erwähnt. Er hat sie erwartet, so sehnsüchtig wie ein Mann seine Geliebte. Er, er - hat auf Sie gesetzt.«

»Wo ist er jetzt?«

»Im Haus, im Schlafzimmer, im Bett…«

»Wie bitte? Warum ist er im Bett?«

»Verletzt, er ist verletzt worden.« Ich hielt sie nicht mehr fest, als sich Wendy umdrehte und auf das offene Fenster zeigte. »Ich konnte fliehen, um Hilfe zu holen, aber er ist noch da und sie auch.«

»Wer ist sie?«

»Die drei Toten!«

Das genau hatte ich wissen wollen. Plötzlich war Wendy Starr nicht mehr so wichtig. Ich wollte die drei lebenden Toten sehen und glaubte nicht daran, daß mir die Frau einen Bären aufgebunden hatte.

In ihrer Lage log man einfach nicht mehr, da war einzig und allein das Erlebte wichtig, auch wenn die Realität noch so schrecklich für sie war.

Ich hatte sie einfach stehenlassen und schaute mich auch nicht um, als ich auf das Fenster zuhetzte.

Ich vertraute ihr, sie würde das Richtige tun, dessen war ich sicher, und so hetzte ich durch den Nebel auf das Fenster zu, durch dessen Loch die Schwaden in den Wohnraum eindrangen.

Es lag normal hoch, für einen Menschen mit guter Kondition leicht zu überwinden.

Seitlich kletterte ich in den Raum hinein und durchsuchte ihn, als ich noch mit der Fensterbank Kontakt hatte. Er war leer. Ich hörte trotzdem eine Stimme. Ein schreckliches Jammern und Klagen, dazwischen die leisen Schreie, und schnell wie der Blitz war ich an der Tür.

Es folgte der Sprung in den beleuchteten Flur.

Ein Ziel war ich jetzt. Nur hatte es keiner auf mich abgesehen, denn die drei Totenbräute waren in das Schlafzimmer gegangen, dessen Tür ebenfalls nicht geschlossen war und so weit offenstand, daß ich hineinschauen und sogar das Fenster auf der gegenüberliegenden Seite sehen konnte.

Die drei dunklen Gestalten hatte sich um jemanden herum gruppiert, der vor dem Bett auf dem Boden lag. Das mußte Cox sein, obwohl ich ihn nicht sah. Aber ich zog meine Beretta und zerrte mit der anderen Hand an der Kette, um sie über meinen Kopf zu streifen, damit das Kreuz frei lag.

Es lag frei.

Ich spürte die Wärme, die zuckend über meine Hand hinwegfuhr. Plötzlich drehten sich die drei Gestalten um. Dünne Feuerfäden lösten sich von ihren Körpern. Sie schwangen zur Seite weg, aber auch nach

vorn in den Flur hinein, wo ich stand.

Mich erreichten sie nicht. Das hatten die anderen auch nicht vor, denn sie spürten plötzlich die für sie gefährliche Aura, die von meinem Kreuz ausging.

Sie bauten in Sekundenschnelle ihre Schutzschirme auf, und was ich dann sah, hatte ich auch noch nicht erlebt. Die drei Gestalten wurden zu Feuersäulen, denn die Fäden steckten die Leiber plötzlich in Brand. Und diese drei Säulen rasten direkt auf mich zu…

***

Ich flog so schnell dem Boden entgegen, daß ich es selbst kaum mitbekam. Jedenfalls lag ich da, blieb aber nicht in der ruhigen Lage, sondern rollte mich blitzartig herum, um dort liegen zu bleiben, wo sich die Schwelle zum Wohnzimmer befand.

Die Säulen rasten auf mich zu. Ich hätte ihre Hitze spüren müssen, aber ich bekam nichts mit. Instinktiv hatte ich die linke Hand mit dem Kreuz in die Höhe gerissen, feuerte auch eine Kugel ab, die dem Feuer aber nichts antat, sondern hindurchwischte und irgendwo in die Wand hineinschrammte.

Dann waren sie da - und vorbei!

Sie wehten plötzlich über meinen Körper hinweg. Hätte ich das vorher gewußt, ich hätte mich nicht noch weiter geduckt und so klein wie möglich gemacht. Ich war für sie wie ein Hindernis, daß sie so rasch wie möglich umgehen mußten, und das lag einzig und allein an meinem Kreuz.

Als mir das klar wurde, drehte ich noch im Liegen den Kopf zur Seite. Sie huschten durch das Wohnzimmer auf das offene Fenster zu, ohne etwas zu verbrennen, aber ich sah auch, daß sie nicht so dicht beisammen waren. Sie hatten sich aufgeteilt. Es gab freie Räume zwischen ihnen, und dann setzte ich auf volles Risiko.

Ich schleuderte mein Kreuz in die von mir aus gesehen linke Feuergestalt hinein und kam gleichzeitig auf die Knie, um zu schauen, was dieser Angriff bewirkte.

Zunächst nichts - oder?

Das Oder stimmte, denn zwei Feuerwesen huschten auf das offene Fenster zu. Sie tanzten in den Garten hinein, als würden sie von gewaltigen Peitschenhieben getrieben.

Die dritte Feuersäule aber war zurückgeblieben, denn sie hatte mein Kreuz erwischt. Man konnte sie auch nicht mehr als Feuersäule bezeichnen, als sie sich veränderte.

Sie stand flackernd auf der Stelle, da sie nicht mehr in der Lage war, sich zu bewegen. Die Macht meines Kreuzes hatte sie voll und ganz mitbekommen, und es sorgte dafür, daß sie an Dichte verlor, aber auch an Intensität, denn sie sackte vor mir zusammen und breitete

sich wie eine Lache auf dem Boden des Wohnzimmers aus, ohne überhaupt etwas zu verbrennen oder nur anzusengen. Die Säule war zu einem zuckenden See geworden, sehr blaß jetzt und ohne Nachschub, aber in der Mitte lag mein Kreuz, noch immer von flachen tanzenden Flammen umspielt, in denen ich auch etwas entdeckte, als ich auf sie niederschaute.

Zuerst dachte ich, daß es mein Gesicht und meine Gestalt gewesen wären, die sich auf der Oberfläche widergespiegelt hätten, das aber traf nicht zu, denn ich sah nicht aus wie eine Frau. Ich hatte auch keine langen Haare, und mein Gesicht zeigte nicht den gequälten Ausdruck wie das Gesicht im Feuer.

Ein Gesicht, das trotz allem nur aus zuckenden Flammen bestand, so daß es aussah, als sollte es noch einmal in die Höhe steigen, um den Kopf einer Flammensäule zu bilden.

Es trat nicht ein.

Mein Kreuz war einfach zu stark. Das Gesicht im Feuer schmolz immer mehr zusammen. Es verzerrte sich, es wurde mehr und mehr zu einer widerlichen Fratze. Die Flammen wurden kleiner, um schließlich ganz zu verschwinden.

Kein Nachglühen mehr, nichts. Sie waren einfach weg, als hätte es sie zuvor nie gegeben.

Ich bückte mich. Meine Hand faßte genau in das Zentrum hinein, wo sich vor kurzem noch die Flamme ausgebreitet hatte. Unter meinen Fingern spürte ich nur das kühle Metall des Kreuzes, aber keine noch so kleine Flamme sengte meine Hand an.

Es war vergangen und damit auch eine der drei Untoten, die ich nicht als normale Zombies ansah.

Sie waren Feuergestalten, aus dem Feuer geboren, oder als Tote in das Feuer hineingegangen, wie auch immer, denn sie mußten ja aus dem Tümpel gekommen sein. Was da wirklich geschehen war, konnte ich nicht nachvollziehen, da fehlte mir einfach das Wissen.

Das war eine Situation, wie ich sie schon des öfteren erlebt hatte. Eigentlich hätte ich in meinem Job mit keinen Überraschungen mehr rechnen müssen, ich hatte einfach schon zu viel durchgemacht, aber es ging nicht anders. Immer wieder erlebte ich derartige Dinge und stand vor einem neuen Rätsel.

»Mr. Sinclair?« Die ängstliche Stimme in meinem Rücken sorgte dafür, daß ich mich umdrehte.

Wendy Starr war dabei, von draußen in den Wohnraum zu klettern, was bei ihr nicht so leicht klappte wie bei mir. Deshalb lief ich hin und half ihr dabei.

Ihre Hände waren kalt. Sie zitterte, als stände sie unter einer kalten Dusche. Ihre Augen waren groß.

Sie schaute sich im Raum um und sah nichts.

»Weg?« fragte sie.
»So ist es.«
»Alle?«
Ich nickte.
Sie entzog sich meinen Händen und ging durch den Raum, den Blick zu Boden gerichtet, als könnte sie es nicht fassen. Dabei bewegte Wendy den Mund, aber sprechen konnte sie nicht. Der Druck war einfach zu stark. Das Erlebte hatte sie völlig verwirrt.
An der Tür blieb sie stehen, eine Hand gegen die seitliche Holzverkleidung gestützt. »Aber sie waren hier, Mr. Sinclair, das wissen wir beide. O Gott!« Sie schlug sich auf den Mund und keuchte während des nächsten Satzes: »Was ist mit William?«
»Wir werden nachsehen.«
Als ich an ihr vorbeigehen wollte, hielt Wendy mich fest. »Und wenn er tot ist?«
»Warten Sie es ab.«
»Sie sind so optimistisch.«
»Immer.«
Wendy ließ mich vorgehen. Ihre Schritte hörte ich in meinem Rücken, und sie schleifte mit den Sohlen über den Boden hinweg.
Im Schlafzimmer hatte sich nichts mehr verändert. William Cox lag noch immer auf dem Boden vor seinem Bett.
Mein Herz schlug schneller. Im Magen drehte sich der Klumpen zusammen, als ich näher an ihn herankam und sah, daß er sich nicht bewegte und sich auch nicht rührte.
Es ließ das Schlimmstes befürchten.
Ich kniete mich neben ihn.
Mein Blick fiel in seine Augen. Sie waren starr, ohne einen Funken von Leben. Und als ich die tiefen Wunden in seinem Gesicht und vor allen Dingen an seiner Kehle sah, da wußte ich, daß ich leider zu spät gekommen war.
Seine Frauen hatten sich auf fürchterliche Art und Weise gerächt!

***

Ich begann zu kochen. Es war wieder einer dieser Momente, wo man die Hilflosigkeit wie eine körperliche Folter spürt. Vorwürfe ballten sich zusammen und mündeten in einen wahnsinnigen Zorn.
Am liebsten wäre ich aufgestanden und hätte irgend etwas zertrümmert.
Aber ich blieb sitzen und kam mir dabei statuenhaft vor. Nur meine Halsadern schwollen an, was bei mir noch möglich war, nicht aber bei William Cox, denn die Feuerfäden hatten sie ihm durchtrennt.
»William…?« Tonlos klang die Stimme der Frau. Wendy stand dicht hinter mir. Am Luftzug spürte ich, daß sie sich bewegte, dann legte sie

mir eine Hand auf die Schulter.
Ich zuckte leicht zusammen.
»William?« Ihre Stimme klang jetzt lauter. Wendy ahnte, daß etwas Schreckliches geschehen sein mußte, und sie hörte auch zu, wie scharf ich die Luft einsaugte.
Ich drehte mich um.
Sie stand hinter mir wie eine Figur, den Blick über den Toten auf das Bett gerichtet. Derartige Zustände kannte ich und befürchtete den Zusammenbruch, der prompt folgte, denn ihre Beine gaben plötzlich nach, und ich konnte sie soeben noch auffangen, bevor sie zu Boden gestürzt wäre.
Ich trug die Frau in das Wohnzimmer und legte sie auf die Couch. Dann schloß ich das Fenster. Die bedrückende Nebelwelt strich lautlos an der Scheibe entlang, aber es gab keinen Weg mehr, der sie in das Haus führte.
Zwei Frauen waren noch frei.
Betty Lane und Caroline Dee. Aber sie waren keine normalen Zombies, jemand mußte aus ihnen diese Abart gemacht haben, und ich dachte daran, was mir Cox berichtet hatte, als er noch am Leben gewesen war. Da gab es irgendwo in Bath dieses Haus, in dessen Keller die grausame Figur stand, dieses teuflische Machwerk, dem alle drei Frauen gehuldigt hatten.
Diesen Raum mußte ich finden und die Figur vernichten. Ganz einfach, nicht mehr und nicht weniger, doch dieser Gedanke ließ mich bitter auflachen.
Wendy Starr war auf der Couch im Wohnzimmer zurückgeblieben. Ich kümmerte mich um den Toten, den ich nicht auf dem Boden liegenlassen wollte. Es gab keine Spuren, die ich für die Mordkommission hätte vernichten können. Dieser Fall ging nur mich etwas an und im Endeffekt auch Scotland Yard.
Den Toten hob ich an und legte ihn auf das Bett. Danach breitete ich die Decke über ihm aus, wobei ich zusah, daß auch der Kopf verdeckt wurde. Dann machte ich mich wieder auf den Weg zurück in das Wohnzimmer, wo Wendy Starr lag. Wenn mir jemand noch weiterhelfen konnte, dann war sie es und keine andere. Sie hatte einige Zeit mit William Cox zusammengelebt, und wahrscheinlich hatte er sie auch ins Vertrauen gezogen. Zumindest hoffte ich es.
Was hier unten in der Parterre-Wohnung geschehen war, hatten die anderen Hausbewohner nicht mitbekommen, denn niemand hatte sich auf den Weg gemacht, um zu klingeln und nachzufragen.
Wie gemalt lag Wendy auf der Couch.
Sie war blaß und noch immer ohnmächtig. Ich faßte sie an und spürte, wie kalt sie im Gesicht war.
Mit Riechsalz hätte man Wendy wieder ins Bewußtsein zurückholen

können. Ob es allerdings in diesem Hause Riechsalz gab, wußte ich nicht, aber in der Ecke hinter der offenen Tür und zur Zeit im Winkel verborgen, stand ein mit Rollen versehener fahrbarer Tisch, der Platz genug hatte, um einige Flaschen und Gläser aufzunehmen.

Unter anderem einen guten Cognac. Ich öffnete die Flasche und ließ einiges in den Schwenker gluckern. Mit dem Glas in der Hand ging ich zur Couch, ließ mich auf der Kante nieder, nachdem ich den starren Körper ein wenig zur Seite geschoben hatte, und sah erst dann, daß Wendy die Augen geöffnet hielt.

»Sie sind wieder wach?«

»Manchmal verträgt man doch mehr, als man vermutet«, erwiderte sie tonlos.

»Trinken Sie trotzdem einen Schluck«, sagte ich. Ein Kissen hatte ich auch gesehen und schob es unter ihren Rücken, als sich die Frau aufrichtete.

Das Glas nahm sie entgegen, starrte ins Leere und trank dann den ersten und danach den zweiten Schluck, wobei sie flüsterte: »Ich kann mich nicht erinnern, an einem Morgen schon mal soviel Cognac getrunken zu haben. Das ist alles irgendwie nicht wahr, aber ich weiß, daß ich mich nicht geirrt habe, denn es stimmt doch.«

»Ja, es stimmt«, sagte ich.

Sie nickte. »Ich habe Williams Tod also nicht geträumt - oder?«

»Leider nicht, Wendy.«

Sie leerte das Glas. Danach fing sie an zu weinen. Ich ließ sie in Ruhe, denn sie brauchte das jetzt.

Zwischendurch schluchzte sie und berichtete bebend und zitternd, daß sie und William für immer hatten zusammenbleiben wollen. »Es war ein Risiko, Mr. Sinclair, ich wußte ja nicht viel von ihm, aber wenn man die Dreißig schon lange überschritten hat, wird es nicht einfacher, einen Mann zu finden.«

»Das stimmt sicherlich. Kannten Sie William denn sehr gut?«

»Ich weiß es nicht. Relativ gut würde ich sagen. Aber offenbar hat er sich mir nicht anvertraut.«

»Dann hat er nicht mit Ihnen über sein Vorleben gesprochen.«

Sie wischte einige Tränenspuren fort und schaute mich trotzdem aus feuchten Augen an. »Ist das denn so wichtig, Mr. Sinclair?«

»In diesem Fall schon.«

Die Frau wartete einen Moment. »Er hatte ein schlimmes Vorleben gehabt, nicht wahr?«

Ich wollte Cox nicht schlecht machen und erwiderte: »Das ist alles relativ.«

»Bitte, nehmen Sie keine Rücksicht, Mr. Sinclair. Sagen Sie nur, was da passiert ist. Wenn Sie so fragen, dann hängt das Vorleben wohl auch mit seinem Tod zusammen, fürchte ich.«

»So ähnlich ist es.«
»Was war er?«
»Ich will offen sein und…«
»Ich bitte darum, Mr. Sinclair.«
»William Cox war ein Heiratsschwindler!« Ich hatte keinen Grund gesehen, ihr die Wahrheit zu verschweigen und war nun gespannt auf ihre Reaktion. Sie hatte den Mann tot gesehen, dagegen war diese Eröffnung einfach ein Nichts.
»Was war er!?«
»Ein Heiratsschwindler«, wiederholte ich, obwohl ich sicher war, daß sie mich verstanden hatte.
Wendy bewegte die Hände, streckte die Finger aus, zeigte mir die spitzen Nägel und sah so aus, als wollte sie mir im nächsten Moment das Gesicht zerkratzen oder mich zumindest einen Lügner nennen, beides trat nicht ein. Statt dessen nickte sie und flüsterte mir zu: »Sie werden lachen, Mr. Sinclair, aber damit habe ich fast gerechnet.«
»Gut, wenn Sie es so sehen, Wendy. Und es hat Ihnen nichts ausgemacht? Haben Sie nie daran gedacht, daß er mit Ihnen ebenso verfahren könnte wie mit den anderen drei Frauen?«
»Ich wußte es ja nicht definitiv«, erwiderte sie. »Jetzt, wo ich davon überzeugt bin, da Sie es mir gesagt haben, da verurteile ich ihn nicht mal. Ich hätte mich ihm gegenüber wohl nicht anders verhalten, hätte ich es schon immer gewußt. Menschen sind keine Rechenmaschinen, sie reagieren nicht immer logisch. Man sagt uns Frauen ja nach, daß wir zu gefühlsbetont handeln, in meinem Fall hätte das gestimmt. Ja, ich hätte ihm vertraut, denn er war irgendwie etwas Besonderes, und ich bin ein einsamer Mensch, Mr. Sinclair, das dürfen Sie auch nicht vergessen. Ich bin einsam, ich bin in die Jahre gekommen, und ich hatte die feste Überzeugung, daß William mit seiner Vergangenheit gebrochen hat. Nun nicht mehr. Nun ist er tot. Grausam gestorben durch die Rache der verdammten Totenbrut, von der er genau wußte, daß sie hinter ihm her war.« Sie schüttelte den Kopf. »Er ist völlig unlogisch gestorben, nicht wahr?«
»Wenn man es aus einem gewissen Blickwinkel sieht, schon«, gab ich zu. »Sein Tod war unlogisch. Er hätte nicht sein müssen. Aber er hat etwas in Bewegung gesetzt, durch was auch immer, ich weiß es nicht, etwas, das besser in irgendwelchen Tiefen verborgen geblieben wäre. Unheimliche Dinge, die unmittelbar mit den drei Frauen zusammenhängen. Er hat mir einiges über sie erzählt, Wendy…«
Ich ließ meinen Satz bewußt so ausklingen, um sie zu einer Frage zu animieren.
»Über mich?«
»Auch, aber mich interessieren mehr die drei verflossenen Frauen. Seien Sie mir nicht böse…«

»Ja, ja, das habe ich mir gedacht.«

»Leider weiß ich nicht genug. Ich brauche also einen Helfer. In diesem Fall ist es eine Helferin. Denn ich könnte mir schon vorstellen, daß Sie mehr wissen.«

»Meinen Sie?«

»Bestimmt.«

Sie hob die Schultern. »Was soll ich Ihnen denn über Williams Vergangenheit sagen?«

»Er hat drei Frauen hier in Bath kennengelernt. Damals bewohnte er noch ein kleines Apartment. Hier in Bath war wohl sein Revier. Es ging ihm gut. Er hatte immer Geld, doch er rechnete nicht damit, daß auch Frauen ihren eigenen Weg gehen können. Alle drei sind gestorben…«

»Hat er sie umgebracht, Mr. Sinclair?«

Ich wiegte den Kopf. »Nicht direkt. Er trug schon eine gewisse Schuld an ihrem Ableben. Er kämpfte auch mit seinem schlechten Gewissen. Er ist zu mir nach London gefahren, weil er sich bedroht fühlte, zu Recht, wie wir jetzt wissen, denn diese drei Frauen sind zwar ums Leben gekommen, aber sie kehrten zurück.«

»Ja, ja, sie kehrten zurück.« Wendy Starr versteifte, als sie das sagte. »Sie kehrten tatsächlich zurück, und ich kann mir darauf keinen Reim machen. Es ist unwahrscheinlich. Ich komme nicht damit zurecht. Wer tot ist, der ist tot und kann nicht mehr zurückkehren, aber bei den drei Frauen ist es der Fall gewesen. Sie kehrten als Untote oder Zombies zurück. So sagt man doch - oder?«

»Eigentlich schon.«

»Aber die hier sahen anders aus als in diesen Filmen.«

»Da haben Sie auch recht. Sie sind etwas Besonderes gewesen, was immer man auch darunter verstehen mag. Wir haben sie erlebt. Ihre Körper sind erfüllt von einem irrsinnigen Feuer. Es steckt in ihnen; es kann auch plötzlich explodieren und sie vernichten.«

»Das habe ich erlebt. Und Sie haben eine von ihnen vernichtet.«

»So ähnlich.«

Plötzlich verschwand die Angst aus ihren Augen. »Dann bestünde ja noch Hoffnung für uns.«

Diesmal lächelte ich. »So sehe ich das auch, Wendy. Eine begründete Hoffnung, aber sie müßten mir dabei helfen, daß aus dem Schimmer ein Strahl wird.«

Wendy sah aus, als wollte sie lachen, das ließ sie bleiben. Dafür schüttelte sie den Kopf. »Ich? Ich soll Ihnen helfen können, Mr. Sinclair? Wie das denn?«

»Sie haben ihn gut gekannt.«

»Das schon«, gab sie zu und spielte mit dem leeren Glas. »Aber hier geht es doch sicherlich um andere Dinge.«

»Natürlich, um die jüngste Vergangenheit. Um die Zeit, in der Sie mit ihm zusammen waren.« Ich schaute sie direkt an und sah auch die leichte Röte auf ihrem Gesicht. »Wissen Sie, Wendy, ich möchte nicht tief in bestimmte Dinge Ihrer Erinnerung eindringen, es geht auch nicht darum, was Sie beide sich gegenseitig versprochen haben, ich suche vielmehr eine Wohnung, einen Keller, wie auch immer. Einen Unterschlupf, in dem er verschwunden ist.«

»Den hatte er nie. Ich hätte wirklich von einem Versteck gewußt, Mr. Sinclair.«

»Lassen Sie mich ausreden, denn so habe ich das nicht gemeint. Es geht mir um einen Unterschlupf, den er gefunden hat, weil ihn die drei Frauen unabhängig voneinander aufsuchten. Es muß ein Haus mit einem Keller gewesen sein.«

»Hier in Bath?«

»Ja, hier.«

»Das weiß ich nicht.«

»Lassen Sie mich erzählen. Die Frauen kannten den Keller. Sie sind dort verschwunden, und sie haben sich auf eine bestimmte Art und Weise in den Kellerräumen vergnügt. Dort gab es eine Statue. Sie zeigte einen Dämon oder den Teufel, ich weiß es nicht genau. Ich habe sie nicht selbst gesehen, und so genau konnte William sie mir auch nicht beschreiben. Fazit ist, daß es sie gibt, und die Frauen wußten davon.«

Wendy Star nickte. »Ich verstehe, worauf Sie hinauswollen. Jetzt gehen Sie davon aus, daß auch ich diese Statue kenne.«

»Ja, mit dem Gedanken habe ich tatsächlich gespielt.«

»Nein, das ist nicht der Fall.«

»Sie kennen Sie also nicht?«

»Das sagte ich Ihnen.«

»Trotzdem gebe ich die Hoffnung nicht auf. Hat Ihnen William nie davon erzählt?«

Wendy kräuselte die Stirn. »Erzählt?« murmelte sie. »Er hat mir von vielen Dingen in der letzten Zeit erzählt. Er fühlte sich ja verfolgt, und er hat gemeint, daß ihn die Frauen benutzt und dabei in eine Falle gelockt haben.«

»Was hat er daraus geschlossen?«

»Daß sie irgendwie zusammengehörten. Sie waren zwar unabhängig voneinander, aber sie frönten einer gewissen Leidenschaft. Deutlicher hat er sich nicht ausgedrückt.«

»Redete er auch nicht über das Haus und diesen Keller?«

»Ich kann mich nicht erinnern.«

»Aber sie sprachen über die Vergangenheit, denn aus ihr ist ja die Bedrohung entstanden.«

Wendy nickte einige Male. »Das entspricht alles den Tatsachen. In

der letzten Zeit ist er sehr unruhig geworden, und er hat mich mit seiner Unruhe angesteckt. Heute morgen ist es dann zu einer ersten Eskalation gekommen…« Sie berichtete mir von der blutigen Warnung auf ihrem Bild. Ich erfuhr nebenbei, daß sie malte, aber mehr für den Hausgebrauch. »Ja, und da ist es passiert«, murmelte sie. »Plötzlich habe ich ihm geglaubt. Ich wußte, daß etwas Unheimliches zurückgekehrt ist. Er hat den drei Frauen nie so recht getraut. Er sagte mir, daß *er* in die Falle gelockt wurde, nicht sie. So ist das nun mal. Die späte Rache hat getroffen.«

»Und dieses geheimnisvolle Haus erwähnte er nie?«

»Ich erinnere mich nicht.«

An diesen Hoffnungsfunken klammerte ich mich. »Glauben Sie es nicht? Oder wissen Sie es nicht?«

Die Frau senkte den Blick. Sie knetete die Finger, hob die Schultern und gab zu, daß es verdammt schwer war, zu einer Lösung zu gelangen. Er hatte sie noch nicht ins Vertrauen gezogen und nur von einer Verfolgung gesprochen, aber wenig über die eigentlichen Hintergründe geredet.

»Dabei konzentrierte sich alles hier in dieser Stadt.«

»Ja, das weiß ich jetzt auch. Es ist mir klargeworden. Bath ist der Ausgangspunkt.«

»Zwei sind noch übrig. Wir müssen sie finden. Sie sind gefährlich, das haben Sie selbst erlebt, Wendy. Auch für mich sind diese Gestalten völlig neu. Ich habe große Schwierigkeiten, mit ihnen zurechtzukommen. Sie haben etwas mit dem Feuer zu tun, aber nicht mit dem normalen Feuer, sondern mit einem anderen.«

»Dem Höllenfeuer!«

Ich horchte auf, als sie das sagte. »Woher wissen Sie das, Wendy. Wie kommen Sie darauf?«

»Ich weiß es eben«, sagte sie. »Es ist mir eingefallen.« Sie senkte den Kopf. Ihre nächsten Worte nahmen meine Frage vorweg. »Aber nicht einfach so, das ist ja wohl kaum möglich. Ich weiß es. Und weil ich es weiß, muß auch darüber gesprochen worden sein. Es wurde mal erwähnt zwischen uns beiden.«

»Hört sich gut an.«

Wendy hob die Schultern, bevor sie mit tonloser Stimme weitersprach.

»Ich weiß auch nicht, wie wir darauf gekommen sind, aber er sprach von einem roten Dämon…«

»Wann war das?«

»Das ist noch nicht lange her.«

»Und wo ist es gewesen?«

Wendy strich über ihre Stirn. »Es geschah nicht mal bewußt. In der letzten Zeit hat er gelitten, sehr gelitten, besonders im Traum. Und er

hat im Traum davon gesprochen. So laut, daß ich immer aufgewacht bin. Ich habe alles gehört.«

»Es muß die Figur aus dem Keller gewesen sein.«

»Stimmt, Mr. Sinclair«, flüsterte die Frau. »Jetzt wo Sie es sagen, fällt es mir ein. Der rote Dämon, der Keller, das Haus, sie gehören irgendwie zusammen.«

»Können Sie sich noch an weitere Einzelheiten seiner träumerischen Rederei erinnern?«

Sie deutete auf sich. »So langsam kommt alles zurück. Er sprach von einer Falle, von einem gefährlichen Zirkel. Daß die Weiber auf Männerfang gehen würden. Daß sie einen brauchten. Eben für ihren Dämon oder Teufel. Es waren nur Fragmente, die aus seinem Mund drangen. Ich dachte auch an einen Alptraum.«

»Und da wurde auch das Haus erwähnt?«

»Nein, zumindest nicht direkt.«

»Aber…?«

»Er sprach von einer Umgebung. Von einem Brunnen, und dann verstummte er.«

»Er kam also nie auf das Ziel selbst zu sprechen.«

»Nein!« bestätigte Wendy. »Da gab es irgendwo eine Sperre. Ein Hemmnis, wie auch immer. Er… er schaffte es einfach nicht, bis dorthin vorzustoßen. Ich komme selbst nicht damit zurecht. Gewisse Dinge bleiben wohl ewig im Dunkel verborgen.«

»Das würde ich nicht so sehen«, sagte ich. »Man kann das Dunkel lichten, denn er hat uns trotzdem einen Anhaltspunkt gegeben.«

»Wieso? Es gibt keine schriftlichen Aufzeichnungen, die William hinterlassen hätte.«

»Haben Sie nicht diesen Brunnen erwähnt?«

»Vorhin - ja.«

»Den sollten wir suchen.«

Wendy überlegte, und ich ließ sie zunächst in Ruhe. »Ich lebe ja hier«, sagte sie leise, »deshalb weiß ich auch, daß es in Bath zahlreiche Brunnen gibt…«

»Vorher erwähnten Sie die Umgebung.«

»So?« wunderte sich die Frau. »Tat ich das?«

»Ich habe es gehört.«

»Was ihnen allerdings zu allgemein ist.«

»Genau.«

»Da kann ich Ihnen nicht helfen, Mr. Sinclair. Er sprach nur von einer Umgebung.«

Ich dachte jetzt nach. Und zwar von hinten nach vorn durch die Brust ins Auge oder so ähnlich. Es war wie bei einem dieser schweren Kreuzworträtsel, wo man um die Ecke denken mußte.

Wenn William Cox eine Umgebung erwähnt hatte, dann war sie ihm

aufgefallen. Ich ging einfach davon aus, daß sie sich von der übrigen abheben mußte. Und so etwas gab es ja auch hier. Bath bestand nicht nur aus einem Komplex. Sicherlich gab es Ecken, in denen weniger los war, wo sich die Kurgäste nicht auf den Füßen standen. Es konnte meiner Ansicht eine einsame Gegend sein, wo auch Häuser standen, die nicht unbedingt für einen Kurbetrieb genutzt wurden, wo es auch einen Brunnen gab.

Ich ließ Wendy Starr an meinen Überlegungen teilhaben, und sie schaute mich aus großen Augen an. Dabei schien sie auf meine Wellenlänge einzuschwenken, denn sie sagte schließlich: »Daran habe ich noch nicht gedacht. Man merkt schon, daß Sie Polizist sind.«

»Reine Routine«, sagte ich.

»Wir bleiben bei dem Brunnen.«

»Ja.«

»Und Sie wollen von mir wissen, wo er steht, ob es ihn überhaupt in dieser Gegend gibt, von der Sie gesprochen haben.«

»Exakt.«

Lange dachte sie nicht nach. »Es gibt ihn«, erklärte sie schließlich. »Ich weiß, daß es ihn gibt. Dieser Brunnen existiert, aber er liegt nicht in der Mitte des Kurortes, sondern in einem Randbezirk.«

»Wo nicht viel los ist…«

»Das sehe ich so. Wie ich hörte, ist es ein Gebiet, das irgendwann saniert werden soll, um es dem normalen Kurbetrieb anzugleichen. Man war sich in der Verwaltung nicht einig, so wird es noch einige Zeit dauern, bis es zu den Änderungen kommt.«

»Was ist mit dem Brunnen?« fragte ich. »Er steht auf einer kleinen Insel. Wohl eine Verkehrsinsel.«

»Dann fahren wir hin.«

Sie schaute mich an. »Jetzt?«

»Ja.«

»Und der tote William?«

»Um den kümmern wir uns später«, sagte ich mit leiser Stimme. »Er kann zunächst mal hier in der Wohnung bleiben.«

Sie stimmte mir durch ihr Nicken zu. Überzeugt war sie aber nicht. Sehr vorsichtig stand sie auf und verließ hinter mir den Wohnraum. Im Flur schaute sie sich scheu um, aber es war niemand da, der uns gefährlich werden konnte. Den Blick auf die Schlafzimmertür mied sie bewußt. Sie wollte William nicht mehr sehen.

Ich konnte es verstehen. »Kommen Sie«, sagte ich und schob sie durch die offene Tür nach draußen in den Hausflur. »Später wird sich alles regeln, Wendy.«

»Glauben Sie an ein Später?«

»Sicher.«

»Ich nicht…«

***

Die Kälte war nicht trocken, sondern feucht. Der Nebel bewegte sich kaum. Er stand dort wie eine träge Wand.

Wir rollten durch einen ruhigen Ort. Ein Wochenende, an dem nicht viel los war, was auch am Wetter lag. Die Menschen auf den Gehsteigen und in den zahlreichen Parks glichen schon Geistern, die durch die graue Suppe huschten. Immer nur für einen Moment erschienen sie, um im nächsten Augenblick zu verschwinden.

Wir rollten in nordwestliche Richtung. Auf den Straßen herrschte nur wenig Autoverkehr, außerdem gab es genügend Zonen, wo keine Wagen fahren durften. Sie waren einzig und allein den Fußgängern vorbehalten, die sich erholen sollten und dies im Sommer unter den Dächern der hohen, dicht belaubten Bäume taten, im Winter aber durch eine kahle, wenn auch nicht reizlose Landschaft spazierten.

Ich war froh, Wendy als Beifahrerin zu haben, denn sie kannte sich in der Stadt aus und dirigierte mich durch Einbahnstraßen und an Verbotsschildern vorbei in den Bereich, der noch nicht modernisiert worden war, wo zahlreiche Häuser restauriert wurden und während dieser Zeit häufig leer standen.

Ich fuhr langsamer. Neben mir saß Wendy sehr gespannt. Sie schaute mal nach links, dann nach rechts, nickte hin und wieder und schien durch Konzentration ihren Horror vergessen zu haben, der hinter ihr lag. Sie atmete schnaufend, als wir an einer Plakatwand entlangfuhren, auf der für die Renovierung geworben wurde.

»Jetzt sind wir da, John.«

Ich hatte sie darum gebeten, mich beim Vornamen zu nennen, und ich stoppte.

»So meine ich das nicht, John. Wir sind in diesem Gebiet.«

»Gut, dann halten wir mal die Augen weit offen.«

Wendys Finger zeigte gegen die Frontscheibe. »Jedenfalls müssen wir geradeaus fahren. Der Brunnen steht in der Nähe. Wenn es nur nicht so neblig wäre…«

»Ich fahre langsam.«

»Gut.«

An das Versprechen hielt ich mich. Die beiden Scheinwerfer sorgten auch nicht gerade für mehr Sicht. Das Fahrgeräusch klang gedämpft, obwohl ich die Winterreifen hatte aufziehen lassen, und plötzlich kam Leben in Wendy. Sie wirkte aufgeregt. Ihr ausgestreckter Finger zuckte mehrmals vor, dann war es soweit.

»Da ist der Brunnen!«

Ich fuhr näher an das Gebilde heran, das sich beinahe unheimlich aus dem Nebel hervorschälte. Es war ein normaler Brunnen, der eine Verkehrsinsel verschönerte, um die herum der Verkehr floß.

Auf dem Rand des Brunnens schimmerte noch das Eis wie der

gefrorene Schein des Mondes. Der Brunnen sah aus wie ein Trog, wie eine schlichte Schüssel ohne Verzierungen.

»Wir sollten dann wohl irgendwo anhalten«, schlug ich vor, als wir das kleine Rondell hinter uns gelassen hatten.

»Das meine ich auch.«

Parkmöglichkeiten gab es reichlich. Den Rover konnte ich am Straßenrand abstellen, ohne daß es jemand gestört hätte. Meine Begleiterin war aufgeregt, schluckte, räusperte sich und schaute mich an, bevor sie den Gurt löste und ausstieg.

»Jetzt habe ich Angst, wo es soweit ist. Ja, ich habe richtige Angst«, flüsterte sie.

»Das kann ich verstehen.«

»Sie nicht?«

»Nein - nicht direkt. Ich werde allein in das Haus gehen, Wendy, ich muß es nur finden.«

»Dabei helfe ich Ihnen aber.«

»Das ist nett.«

Wir verließen die mollige Wärme des Autos und betraten die kalte Zone. Es war wirklich sehr kalt geworden. Die Temperaturen lagen um die Frostgrenze, und der gewaltige Nebelvorhang um uns herum schien zu vereisen. Die kalte Luft drang wie ein Schock in unsere Lungen.

Wendy Starr fröstelte, als sie sich umblickte und die hohen Bäume sah, die dunklen Schatten der Häuser dahinter, oft in Gärten stehend und von der Straße versetzt. »Wohin jetzt?«

Ich hob die Schultern. »Nun bin ich an der Reihe. Das Haus steht in der Nähe. William hat davon gesprochen. Er hat es mir aber nicht direkt beschrieben.«

»Das ist nicht gut«, sagte sie.

»Eben, aber ich weiß, daß es einen Zaun gibt, auch ein Tor, und das ist immerhin etwas. Wir sollten uns trennen. Ich suche hier weiter, und Sie nehmen die andere Seite.« Ich winkte ihr zu und überquerte die einsame Straße, auf der noch das Laub der Bäume lag. Es klebte auf dem Pflaster und bildete eine rutschige Unterlage.

Wendy war kaum zu sehen, obwohl uns nur eine Straßenbreite trennte. Sie bewegte sich mit vorsichtigen Schritten, schaute sich die Häuser bei ihr ebenso an wie ich die auf meiner Seite.

Mauern gab es, auch Zäune, aber keine Gitter, von denen William Cox gesprochen hatte. Ohne den Nebel wäre vieles leichter gewesen, leider konnte ich ihn nicht wegzaubern.

»John!«

Der Ruf erreichte mich schwach. Ich blieb stehen und schaute über die Straße hinweg.

Auf der anderen Seite stand Wendy und winkte mit beiden Armen.

Sie schien das Ziel gefunden zu haben. Ich selbst sah nicht viel, ging dann zu ihr und hörte ihren schweren Atem, der vor ihren Lippen zu kleinen Wolken kondensierte.

Sie wies nach links. »Das ist es«, sagte sie.

»Sind Sie sicher?«

»Beinahe. Es ist zumindest einen Versuch wert. Sie haben doch von einem Zaun gesprochen, John.«

»Der ist tatsächlich da.« Ich strich mit den Fingern über die rostigen und feuchten Stäbe hinweg, dann fand ich auch das Tor, das ich nur aufzudrücken brauchte, was ich tat. Zwei Schritte weiter hielt ich mich bereits auf dem Grundstück auf. Ich drehte mich um. Wendy stand noch auf dem Gehsteig. Sie schüttelte den Kopf. »Den nächsten Weg müssen Sie allein gehen, John. Ich fürchte mich, und ich fürchte mich auch vor den Erinnerungen. Können Sie das verstehen?«

»Sicher.«

»Dann werde ich hier warten.«

»Es wird schon klappen.«

»Ja, das hoffe ich.«

Nach einem letzten Winken drehte ich mich um und schritt weiter über das Laub hinweg, das auf dem Grundstück wie ein natürlicher Teppich lag. Der Nebel umwaberte mich, aber nicht er bewegte sich, sondern ich, denn ich schritt auf den kantigen Schatten zu, der in dem Nebel eingebettet war.

Nichts rührte sich in meiner Nähe. Ich erinnerte mich daran, daß Cox von einem Nebeneingang gesprochen hatte, der nicht verschlossen war, aber den wollte ich nicht nehmen, deshalb wandte ich mich dem Haupteingang zu, der an der Seite lag. Über ihn wuchs ein Holzdach als Regenschutz, und eine relativ breite Treppe führte zur Tür hoch.

Der Nebel »floß« über die Stufen hinweg wie verdunstendes Trockeneis.

Ich blieb vor der Tür stehen und dachte daran, wie oft mir dies schon passiert war. Immer war es anders gewesen, es gab zwar den gleichen Ausgangspunkt, aber hinter den Türen hatten sich oft Welten geöffnet, die voller, oft sehr böser Überraschungen steckten.

Diese Tür sah harmlos aus. Furcht vor Einbrechern schien man hier nicht zu haben, sonst wäre sie nicht durch eine Glasscheibe in der Mitte unterbrochen worden.

Ich betrachtete den Griff und studierte auch das Schloß. Es paßte seinem Alter nach zum Haus, große Belastungen würde es nicht aushalten können, ebenso wie die Tür.

Ich wickelte wieder einmal ein Taschentuch um den Griff der Beretta, holte kurz aus und schlug gegen die Scheibe. Das Glas zerplatzte mit einem leisen Knall. Selbst ein Splittern war kaum zu hören. Ich schlug noch einige Reste aus dem Verbund, dann war die Lücke groß genug

für mich, um hindurchklettern zu können.
Bevor ich damit anfing, lauschte ich in das dunkle Innere des Hauses hinein.
Es war nichts zu hören. Die Stille füllte es aus. Sie kam mir so dicht vor wie der Nebel.
Dann stieg ich durch die Lücke. Mein Fuß erwischte einen alten Steinboden; ich blieb in der Dunkelheit stehen und suchte nach einem Lichtschalter.
Den fand ich zwar, doch als ich ihn umdrehte, geschah nichts. Das Haus schien nicht mehr an das Stromnetz angeschlossen zu sein. Ich hätte es mir fast denken können.
William Cox hatte von einem Keller gesprochen. Den Zugang mußte ich finden. In der Dunkelheit war es unmöglich, deshalb holte ich wieder meine Lampe hervor und schaltete sie ein.
Der Strahl bohrte den schmalen Tunnel in das Dunkel hinein. Er endete an einer Wand, wo er einen runden Fleck hinterließ und ich das Muster einer verblichenen Tapete sah, die zudem noch Stockflecken aus grünlichem Schimmel zeigte.
Ich ließ den Schein weiter nach links wandern. Es hatten hier wohl einmal Möbelstücke gestanden, denn gewisse Stellen auf dem Boden hoben sich von der normalen Unterlage ab. Sie waren heller als der übliche Boden, auf dem der Schmier lag.
Dort mußten Sessel oder Schränke, vielleicht auch Truhen und Vitrinen ihre Plätze gefunden haben.
Jetzt war alles leergeräumt worden. Jedenfalls war dieser Bau kein normales Mietshaus. Es gab zwar Stockwerke, aber keine Wohnungen für Mieter. Hier hatte ein wohlhabender Mensch gelebt, das glaubte ich.
Mit langsamen Schritten bewegte ich mich durch den Eingangsbereich, der früher einmal einen salonähnlichen Charakter gehabt hatte. Cox hatte mir von einer Treppe in den Keller berichtet. Wo ich sie allerdings fand, hatte er nicht gesagt.
Die Treppe nach oben sah ich. Elegant schwang sie sich in die Höhe und bildete über mir sogar eine kleine Galerie. Das brachte mich auch nicht weiter.
Ich suchte nach Türen im unteren Bereich und fand eine, die offenstand. Das scharf gebündelte Licht strahlte über die Schwelle hinweg und stach hinein in den Flur, wo es ebenfalls eine Lücke riß.
Wohin der Gang führte, bekam ich wenig später heraus, als ich ihn durchschritt. Er endete in einer Küche, die ziemlich geräumig war, wo noch ein alter Kohleherd stand, aber kein Tisch und keine Stühle mehr zu sehen waren. Dafür huschte der Schein über eine alte Eckbank, deren Holz auf der Sitzfläche schon ziemlich gesplittert war.
Eine zweite Tür entdeckte ich auch. Sie war schmaler als die erste,

und die führte, das nahm ich jedenfalls an, in eine Speisekammer, wie man sie ja früher hatte.

Ich irrte mich, denn als ich die Tür öffnete, zuckte ich innerlich zurück, denn vor mir führte eine Steintreppe in die unterirdischen Gefilde hinab.

Das also war der Weg in den Keller.

Ich ging ihn…

***

Es war das Hinabsteigen in eine andere Sphäre, was nicht nur an den feuchten Wänden lag, die nicht verputzt waren und noch das rohe Gestein zeigten, sondern auch an der feuchtkalten und muffigen Luft. Die strömte mir aus der Tiefe entgegen. Sie schien an mir zu kleben, und beim Einatmen hatte ich sogar den Eindruck, sie schmecken zu können.

Die alten Steine zeigten sich in der Mitte ausgetreten. Dort gab es kleine Mulden, und an einem sehr dünnen Eisengeländer hielt ich mich mit der rechten Hand fest.

Die Lampe wies mir nach wie vor den Weg.

Ich stieg weiter die Treppe hinab. Tiefer, immer tiefer…

Die Umgebung blieb, aber ich wurde den Eindruck nicht los, daß sie sich immer mehr verengte.

Das Ende der Treppe sah ich im Licht der Lampe. Es glitt über die letzte Stufe hinweg und erfaßte dann den unregelmäßigen Boden eines schmalen Kellergangs.

In ihm blieb ich stehen.

Wie ein Tunnel führte er in die Tiefe, in das unheimliche Dunkel, in dem man sich verstecken konnte. Ich ließ meine Hand in die rechte Tasche gleiten, wo ich die beruhigenden Umrisse des Kreuzes spürte.

Gewappnet war ich auf jeden Fall, deshalb bewegte ich mich auch vorsichtig weiter, duckte mich, wenn ich das Gefühl hatte, gegen die Decke zu stoßen.

Das passierte nicht, der Gang war hoch genug. Fremde Laute hatte ich nicht gehört. Nur die eigenen begleiteten mich: das leise Knirschen unter den Sohlen, meine Atemgeräusche.

Die Luft roch anders.

Zwar feucht, aber stark nach Verwesung. Dies wiederum machte mir deutlich, daß ich mich nicht zu weit von meinem Ziel entfernt befinden konnte, und ich war gespannt darauf, ob sich die beiden Totenbräute hier unten aufhielten und nicht schon längst gemerkt hatten, wer sich ihnen da näherte.

Ein Zeichen hatten sie nicht gegeben. Sie hatten sich überhaupt nicht bemerkbar gemacht. Sie waren still geblieben, falls sie überhaupt hier lauerten.

Es war einfach nur der Gang da. Nach Türen hielt ich vergeblich Ausschau. Mir kam er vor wie ein Fluchttunnel, den sich die Bewohner irgendwann einmal gegraben hatten, um ungesehen aus dem Haus verschwinden zu können.

Es stimmte nicht ganz.

Es gab eine Tür. Sie war nur schlecht zu sehen gewesen, weil sie sich in der Farbe kaum vom Mauerwerk unterschied, und sie lag an der rechten Seite. Beinahe wäre ich an ihr vorbeigegangen. Im letzten Augenblick sah ich das Schimmern der Metallklinke und stoppte.

Lag hinter dieser Tür genau der Raum, von dem mir William Cox berichtet hatte?

Noch glaubte ich es. Ich würde es wissen, wenn ich die Tür aufdrückte.

Die Klinke ließ sich leicht bewegen, kein Klemmen, keine quietschenden Geräusche. Die Tür glitt auf, als hätte man ihre Angeln frisch geölt.

Ich suchte erst gar nicht nach einem Lichtschalter, sondern verließ mich auf meine kleine Lampe.

Der Lichtkegel fand auch ein Ziel.

Es stand mitten im Raum. Und es war genau der Gegenstand, den William Cox als Dämon oder Teufel beschrieben hatte…

***

Wendy Starr war zwar allein zurückgeblieben, es war aber auf ihren Vorschlag hin geschehen. Sie konnte beileibe nicht behaupten, daß sie sich glücklich fühlte, denn sie überkam ein gewisser Schauder, wenn sie daran dachte, daß sie hier völlig allein im Nebel wartete und praktisch wehrlos war.

Niemand kam.

Nicht mal ein Wagen fuhr über die Straße. Dieses Gebiet wirkte vom normalen Kurbetrieb tatsächlich wie abgetrennt, damit wollte niemand etwas zu tun haben.

Was machte Sinclair?

Er befand sich jetzt im Haus, aber Wendy sah kein Licht. Sie war dicht neben dem Tor stehengeblieben. Manchmal zuckte es in ihren Füßen, dann wollte sie nach vorn gehen, das Grundstück betreten und sich auch am oder im Haus umschauen, aber die Vorsicht war doch stärker als der ab und zu aufkommende Drang.

Deshalb blieb sie stehen. Die Zeit verrann. Wendy schaute immer öfter auf die Uhr, auch ein Zeichen, wie nervös sie war. Sie dachte dabei über den Mann aus London nach, der ihr auch deshalb sympathisch war, weil er einen so ruhigen Eindruck machte. Er hatte die Lage bisher gut gemeistert, war nicht nervös geworden und war auch nicht durchgedreht, obwohl die Dinge mit dem normalen

Verstand nicht zu begreifen waren, die um sie herum vorgingen.

Wieder drehte sich die Frau, um auf das Grundstück und auch zum Haus hinzuschauen.

Dort hatte sich nichts verändert. Es gab kaum eine Bewegung, der Nebel verschluckte alles. Ab und zu segelte ein einsames Blatt zu Boden, das sich noch länger als die anderen an einem Zweig hatte halten können. Mehr geschah nicht.

Auch die Geräusche hielten sich in Grenzen. Wenn Wendy das Geräusch eines fahrenden Wagens hörte, dann immer weit von dem Brunnen. In seine Nähe fuhr niemand heran.

Ein raschelndes Geräusch in ihrer Nähe schreckte sie auf. Wendy schaute zu Boden. Sie glaubte, etwas im Nebel davonhuschen zu sehen, war sich aber nicht sicher. Und wenn, dann mußte es ein Eichhörnchen oder ein Hase gewesen sein, aber nichts, was eine unmittelbare Gefahr für sie bedeutet hätte.

Eigentlich konnte sie sich gut fühlen. Daß sie es trotzdem nicht tat, darüber wunderte sie sich. Irgend etwas umlauerte sie, was nicht mit dem Nebel zu tun hatte.

In ihm hatte sich die Gefahr versteckt. Er war so dicht, daß menschliche Augen ihn nicht durchdringen konnten, und Wendy spürte, daß sie fror. Aber diese Kälte kam von innen und nicht von außen.

Sie ließ ihr Herz schneller klopfen, und sie hatte es auch nicht gewagt, sich wieder umzudrehen, so schaute sie in den Nebel hinein, der vor ihr stand.

Oder nicht?

Plötzlich bewegte er sich.

Zuerst dachte sie an eine Täuschung. Sie war überzeugt, da spielten die Nerven nicht mehr mit, aber die Bewegungen blieben. Zwischen ihr und dem Haus hatte Wendy sie gesehen, und sie spielte auch mit dem Gedanken, einfach zu verschwinden.

Das aber konnte sie John Sinclair nicht antun. Sie stand irgendwie bei ihm im Wort, und so konzentrierte sie sich weiterhin auf diesen bestimmten Punkt.

Etwas kam lautlos auf sie zu, ein relativ großer Schatten, und Wendy mußte zugeben, daß er die Länge eines Menschen hatte.

Wendy Starr hielt den Atem an. Ihre Kehle vereiste, im Magen saß plötzlich ein Klumpen. Ihre Augen brannten, aber sie schloß sie nicht, aus Angst, etwas zu verpassen.

Sie kamen.

Sie gingen auf sie zu.

Und sie schälten sich als dunkle Gestalten aus der grauen Suppe hervor. Sie waren zu zweit, Wendy erinnerte sich daran, daß nur eine der drei Totenbräute verbrannt war, die anderen beiden nicht. Die

waren es, die auf sie zukamen.
»Wendy?« fragte eine Frauenstimme.
Sie konnte nur nicken…

***

Es war ein widerliches Ding, das ich da vor mir sah. Kein Teufel, jedenfalls nicht ein Teufel, wie die meisten der Menschen ihn kannten. Er hatte keinen Klumpfuß, keine Hörner auf einem breiten Dreiecksschädel. Er hatte auch kein fratzenhaftes Gesicht mit einem weit geöffneten Maul. Dieser Gegenstand hier, der von den Totenbräuten so geliebt wurde, sah mehr aus wie ein mutierter Stier, der sich aufgerichtet hatte und in dieser obszönen Haltung stand. Er bestand aus Stein, der glänzte, als ich den Strahl der Lampe darüber hinwegschickte, und ich sah auch die Hörner dieses seltsamen Wesens aufgerichtet.

Aber ich sah kein Feuer.

Nicht eine Flamme loderte in der Nähe. Es stand auch keine Kerze auf dem Boden, doch William Cox hatte von einem Feuer gesprochen, von der roten Glut der Hölle, der sich die Frauen hingegeben hatten. Davon war nichts zu sehen. Nur eben diese schwarze, widerliche Skulptur oder Kreatur stand auf einem nicht sehr hohen Sockel in dieser obszönen Gestik.

Wer mit dem Begriff versteinerter Dämon etwas anfangen konnte, der dachte einen Schritt weiter oder auch zurück wie ich in diesem Fall. Zu allen Zeiten schon hatte es die versteinerten Götzenstandbilder gegeben, das berühmteste war dem Dämon Baal nachgebaut worden, auch als Goldenes Kalb bekannt, um das das Volk Israels auf dem Weg ins gelobte Land getanzt hatte.

Die Schwelle hatte ich übertreten und untersuchte den gesamten Raum. Er war nicht groß, vielleicht wie zwei normale Kellerräume zusammen. Kahle Wände, ein schmutziger Boden auf dem dieser Aufbau für den Götzen stand.

Damit gab ich mich natürlich nicht zufrieden. Ich war schließlich nicht gekommen, um mir nur eine Skulptur anzuschauen. In ihr oder an ihr mußte schon etwas Besonderes vorhanden sein, wenn sich drei Frauen dafür interessierten.

Dicht neben dem Götzen blieb ich stehen. Bisher hatte ich ihn noch nicht berührt, was sich nun änderte, denn ich legte meine flache Hand auf das Gestein.

Es war kalt, aber nicht so kalt, wie es eigentlich hätte sein sollen. Ich strich darüber hinweg, die Hand näherte sich dem Kopf, ich wollte spüren, ob sich dämonisches Leben in dieser Steinfigur rührte.

Es tat sich nichts.

Was tun?

Das Kreuz?

Es war eine Möglichkeit. Ich hatte die rote Glut nicht vergessen, von der mir William be…

Meine Gedanken stockten.

Von oben her hatte ich ein Geräusch gehört, und ich war blitzschnell weg von der Figur und löschte das Licht.

Im Dunkeln blieb ich stehen und lauschte.

Leise Stimmen waren zu hören, aber nicht zu verstehen, denn diese Worte wurden übertönt von den lauten Schritten auf der Treppe.

Und noch etwas geschah.

Allerdings nicht draußen, sondern in meiner unmittelbaren Nähe. Die Augen des Stiergötzen glühten so plötzlich auf, als würde es in ihnen brennen…

***

»Ja, das ist Wendy«, sagte die zweite Person, die von der anderen Seite her auf die starre Frau zutrat und sich dabei wie ein Gespenst aus dem Nebel gelöst hatte. »Unsere Wendy, klar, unsere Wendy, die einfach zu uns gehört.«

»Sie ist auch auf ihn reingefallen«, sagte die erste.

»Sicher.«

Wendy wußte nicht, was sie tun oder sagen sollte. Sie hätte vielleicht fliehen können, nur dachte sie nicht mehr daran. So blieb sie stehen und lauschte ihrem eigenen Herzschlag.

Betty und Caroline standen jetzt vor ihr. Wendy wußte nicht, wer nun Betty und wer Caroline war, denn die beiden ähnelten sich wie Zwillinge. Sie trugen nach wie vor ihre dunklen Gewänder und die seltsamen Kappen. Die Gesichter leuchteten in diesem seltsamen Feuerschein, der eben nur auf diese Stellen begrenzt blieb.

»Was wollt ihr?« Wendy wunderte sich, daß sie überhaupt sprechen konnte.

»Wir nehmen dich mit.«

»Ja, das tun wir«, sagte die andere.

Zugleich faßten sie zu und nahmen Wendy die letzte Chance einer schnellen Flucht.

Die Hände der beiden Gestalten umklammerten Wendys Arme dicht oberhalb der Ellbogen. Zum erstenmal spürte sie Totenfinger an sich selbst. Sie hatte immer gedacht, daß die Finger der Toten kalt sein würden, bei denen stimmte es nicht. Sie strahlten eine Wärme aus, die sogar durch die Kleidung die Haut erreichte, wobei Wendy sie allerdings nicht als angenehm empfand. Sie mochte diese künstliche Wärme nicht, schüttelte sich, aber die beiden zogen sie nach vorn, nahmen sie auch weiterhin in die Mitte und drückten sie auf das nebelumflorte Haus zu.

Wendy konnte sich nicht wehren. Der Druck war einfach zu stark, und so bewegte sie automatisch ihre Beine, um das zu tun, was die beiden von ihr verlangten.

»Wo bringt ihr mich hin?«

»Zu unserem Freund.«

»Im Haus?«

»Ja.«

»Wer ist es?«

»Der Feuerstier. Er wartet auf uns. Er ist ein Derivat des Satans. Wir lieben ihn so, wie früher das Goldene Kalb geliebt wurde. Er ist nur eine Figur, aber der Höllenfürst selbst hat ihn geweiht und ihn mit seinem Feuer gefüllt, das auch auf uns übergegangen ist. Es erhält uns am Leben, und so wird es auch bei dir sein, Wendy. Wir waren drei, wir sind nur noch zu zweit, aber wir wollen wieder zu einem Trio werden, das steht fest. Du bist es, die die Lücke füllt.«

Sie hörte zu und merkte kaum, daß sie bereits die Treppe erreicht hatten und die Stufen hochgingen, um die Eingangstür zu erreichen, deren Scheibe gesplittert war.

John! dachte Wendy Starr, das muß John Sinclair gewesen sein. Sie biß sich auf die Lippen, um sich nur nicht zu verraten, aber die beiden Gestalten kümmerten sich nicht darum, daß die Scheibe der Tür eingeschlagen worden war.

Sie gaben sich sicher. Sie waren hier zu Hause. Sie konnten schalten und walten, wie sie wollten, und eine von ihnen streckte die Hand mit einem Schlüssel vor, um die in der Mitte zerstörte Tür wieder normal aufzuschließen.

Danach betraten sie das Haus.

Wendy fing an zu zittern, weil die kleine Halle hinter der Tür keine Halle für sie war, sondern eine große, düstere Gruft, in der sich die Seelen der Toten versammelt hatten, weil sie deren Leiber nicht mehr wollten.

Es griff sie niemand an. Wendy wußte auch, daß ihr hier oben nichts geschehen konnte. Unten, im Keller, da befand sich das eigentliche Zentrum. Das hatte ihr auch William berichtet, ohne auf Einzelheiten eingegangen zu sein.

»Du hast die Warnung auf dem Bild mißachtet«, sagte eine der beiden Totenbräute, als sie sich schon in der Küche befanden und sie die Tür zum Keller aufzog. »Du hättest fliehen können. Weil du es nicht getan hast, gehörst du jetzt zu uns.«

Wendy gab keine Antwort. Sie dachte an John Sinclair, der sich irgendwo hier im Haus versteckt halten mußte. Sie hoffte natürlich, daß es im Keller war, gewettet hätte sie allerdings nicht darauf.

Die Treppe war nicht leicht zu gehen, aber Wendy wurde von zwei Seiten gehalten, auch wenn es sehr eng geworden war. Sie rutschte

nicht aus, sie fiel nicht, sie erreichten den Gang, der sich direkt an die Treppe anschloß.

Es war finster. Nicht ein Funken Licht durchfloß den Gang, und die Totenbräute fühlten sich in dieser Dunkelheit wohl.

Bis sie plötzlich stoppten.

Auch Wendy stand.

Sekundenlang geschah nichts. Die beiden flüsterten nur miteinander und sprachen davon, daß jemand in ihr Reich eingedrungen war. Sie spürten ihn genau, sie redeten von einem Brennen in ihren Körpern, und Wendy sah, daß sie seltsamen Fäden an ihren Seiten anfingen zu glühen wie die in einer elektrischen Birne.

Es war nichts passiert, und doch hatte sich etwas verändert. Für Wendy nicht zu merken, aber für die beiden Gestalten, die blitzschnell reagierten. Etwas drehte sich um Wendys Hals, sie röchelte, dann kriegte sie keine Luft mehr.

Es waren mehrere Fäden, die ihr den Atem genommen hatten und sich festklemmten wie Würgeschlingen. An ihrem Ohr hörte sie eine Stimme. Zugleich drang modriger Geruch in ihre Nase. »Da vorn in der Dunkelheit ist jemand, nicht wahr?«

Sie nickte.

»Dein Freund?«

Wendy hob die Schultern.

Danach hörte sie das Kichern. »Wir werden es sehen, und wenn es uns nicht gefällt, schneiden wir dir den Kopf ab. Der Feuerstier und wir gewinnen immer, hörst du? Immer…«

***

Ich hatte meinen Platz gewechselt, kurz nachdem die Augen des Götzen die rote Fülle bekommen hatten. Mit zwei Schritten zurück hatte ich die Kellerwand erreicht, die ich jetzt in meinem Rücken spürte. Von diesem Ort aus konnte ich noch die Tür im Auge behalten, ohne selbst sofort entdeckt zu werden, wenn jemand eintrat.

Sie kamen. Ich wußte, wer sie waren, und beide Totenbräute würden sich wundern.

Die Stimmen waren nicht mehr ein Flüstern. Da hatte sich nichts geändert, doch die Schritte waren jetzt lauter geworden.

Meiner Berechnung nach mußten sie sich nahe der Tür aufhalten und würden in Sekunden diesen Kellerraum betreten. Das merkte auch der Götze.

Hatte sich das rote Leuchten bisher nur auf seine Augen beschränkt, so dehnte es sich nun aus und fing an zu wandern. Erst fand es seinen Weg durch den Kopf, der dadurch immer deutlicher zum Vorschein kam, dann glitt das Licht auch durch die Hörner.

Es dauerte nur kurze Zeit, dann glühte dieser obszöne Tierkörper wie

Kohle. Er war jetzt genau zu erkennen. Kein Detail von ihm lag im Dunkeln, aber zum Glück strahlte sein Licht nicht so weit aus, daß es den gesamten Keller und damit auch mich erreicht hätte. So stand ich noch im Dunkeln und war einigermaßen geschützt.

An der Tür entstand eine Bewegung. Ich schielte hin, konnte aber noch nichts erkennen, nur Schatten, die sich über den Boden schoben. Aber auch die Frauenstimme drang an mein Ohr.

»Er glüht!«

»Er will uns warnen!«

»Da ist jemand.«

Sie betraten den Raum. Und sie überraschten mich, denn sie waren nicht zu zweit, sondern zu dritt.

Wendy Starr hing als Gefangene zwischen ihnen…

***

In diesem Augenblick mußte ich meine Pläne über den Haufen werfen. Ich hatte sie mit dem Kreuz attackieren wollen, aber das mußte ich zurückstellen, denn Wendy befand sich in Lebensgefahr. Es hatte auch keinen Sinn für mich, noch länger in diesem Versteck zu bleiben, deshalb trat ich vor und geriet in den Dunstkreis des roten Lichts hinein, als düstere Gestalt.

»Ja, hier ist jemand«, bestätigte ich.

»John…« Wendy hatte meinen Namen nicht gerufen, nur geröchelt, denn um ihren Hals spannten sich die verdammten Bänder, die leicht entflammt werden konnten.

»Keine Sorge, es wird sich alles wieder richten«, sagte ich. Für mich waren im Moment die beiden lebenden Totenfrauen wichtig, die so aussahen wie immer. Zwischen Mütze und Kleidung schimmerten die Gestalten im selben Rot wie die Farbe des Stiers.

Sie drehten sich mir zu, und ich nahm die Gelegenheit wahr, um mit diesen unheimlichen Personen zu sprechen. Ich wußte noch nicht, wie sie zu dem hatten werden können, was ich jetzt vor mir sah, denn William Cox hatte von drei Toten gesprochen, und im Baggerloch, wo sie hätten liegen müssen, waren sie nicht gefunden worden.

Warum nicht?

»Tot, ihr hättet tot sein müssen. Ich weiß es. Aber ihr lebt, und ich frage mich, wie das geschehen konnte.«

»Es ist das Feuer, das in ihm lodert. Es ist sein Leben. Es ist aus der Hölle gekommen, und der Satan persönlich hat es mitgebracht. Schon zu allen Zeiten suchten Frauen den Kontakt mit dem Dämon. Sie wollten sich ihm hingeben, und viele liebten Götzen, Götter und Halbgötter. Immer wieder haben sich diese Wesen mit den Menschen eingelassen. So ist es auch hier. Für uns gibt es den Höllenstier, den Feuerstier. Er hat dafür Sorge getragen, daß wir mit seiner Macht

bestückt wurden, denn sie ist von ihm auf uns übergegangen, als wir den Kontakt mit ihm aufnahmen. Sein Feuer strahlt in uns, wir haben durch ihn den Tod überwunden. Wir sind seine Bräute, und wir gehören letztendlich der Hölle. Wir haben einen Mann gesucht und ihn eingefangen. Wir wollten ihn opfern, aber er kam uns auf die Schliche. Er wehrte sich zudem, er brachte uns um, wenn auch nicht direkt, aber er war an unserem Tod nicht schuldlos. Doch wir waren nicht tot. Das Feuer in uns erwachte, es gab uns das Leben zurück, und so konnten wir uns auf eine Rachetour machen. Wir hätten ihn geholt, nur hatte er etwas gespürt, und so brachten wir ihn nicht um, wie wir es gern getan hätten. Wir konnten diesen Mann nicht unserem Götzen opfern, aber er wird schon seine Opfer kriegen, darauf kannst du dich verlassen.«

»Er wird sie nicht bekommen«, sagte ich.

»Wieso?« schrillte sie mir entgegen. »Bist du stärker?«

»Ich nicht, aber meine Waffe. Schon einmal habe ich eine von euch vernichten können. Es darf kein untotes, seelenloses Leben auf dieser Erde geben, auch wenn Götzen und Götter sowie Teufel es so wollen. Im Keim muß es erstickt werden.«

»Das willst du tun?«

»Ja.«

»Dann kannst du zuschauen, wie deine Freundin stirbt. Wir holen uns eine andere. Es gibt genügend Frauen, die Sharon ersetzen kann. Du hast keine Chance.«

»Ich werde gegen euren Feuerstier kämpfen!«

Mit dieser Antwort hatten sie nicht gerechnet, denn sie schwiegen. Meine linke Körperhälfte war von ihnen weggedreht, deshalb hatten sie auch nicht gesehen, daß meine Hand in der Tasche steckte und das Kreuz umschloß, dessen leichte Wärme über meine Handfläche rann, bis es die Gelenke erreichte.

»Tu es!« zischte einer der Frauen.

»Waffenlos!« sagte die andere.

»Das hatte ich auch so vorgehabt. Ich werde nur mit meiner menschlichen Kraft gegen den Götzen angehen. Entweder verbrenne ich, oder aber er wird verbrennen.«

Die letzten Worte hatten sie zum Lachen animiert, was mir egal war. Sie konnten auch sehen, daß ich meine Pistole auf den Boden warf, dann ging ich vor, und niemand hielt mich auf.

Einen weiteren Schritt brauchte ich, um den aufgebockten Stier zu erreichen, der durchgehend glühte und dessen Feuer auch mich erwischte, so daß ich von einer dunkelroten Feuer-Corona umgeben war.

Die Frauen sahen nur meine rechte Hand, die ich vorstreckte, um sie gegen die Brust des Feuerstiers zu legen. Sie bekamen nicht mit, daß

ich die linke aus der Tasche zog, und plötzlich mein Kreuz freilag. Bevor sie es begriffen, hatte ich es gegen den Schädel des Feuerstiers gepreßt, und ich brauchte nicht mal die Formel zu sprechen, denn die alte, geweihte und gegen den Götzenkult gerichtete Kraft reichte aus, um diesen Götzen zu vernichten.

Bisher hatte er geglüht.

Plötzlich aber brannte er.

Es waren keine normalen Flammen, die ihn zerrissen, es war tatsächlich das Feuer des Teufels, wie ich es kannte, denn Asmodis hatte mich mehr als einmal damit attackiert, doch ich hatte es durch meinen Schutz immer wieder verstanden, diesen Angriffen zu entgehen.

So auch jetzt.

Jeder, der mich sah, entdeckte mich inmitten des Höllenfeuers, das mich umwaberte, mich aber nicht verbrannte, auch nicht heiß war, aber sich ausbreitete und auf die Frauen zuhuschte.

Wendy! dachte ich und stürmte vor.

Im selben Augenblick schlugen die Höllenflammen über den Frauen zusammen.

Und ich stürzte mich ins Feuer hinein!

***

Ich war nicht lebensmüde, ich wollte nicht verbrennen, aber ich wollte Wendy Starr retten, damit sie nicht in diesen schrecklichen Kreislauf hineingeriet, deshalb packte ich sie, zerrte sie zur Seite und sah, wie sich die Würgeschnüre von ihrem Hals lösten und ebenfalls anfingen zu brennen. Wir beide fielen gegen die Wand, und mein Kreuz schützte uns gemeinsam, da es auch Wendy berührte.

Es schützte aber nicht Betty und Caroline!

Der Keller war zu einer einzigen Flammenflur geworden. Das Höllenfeuer tanzte über den Boden, es schoß in die Höhe und hielt diejenigen gepackt, die ihm einmal gedient hatten. Es war wie mächtige Laken über ihnen zusammengeschlagen, und auch der verdammte Feuerstier in der Mitte des Kellers sah nicht mehr so aus, wie ich ihn kannte.

Er war explodiert, zerrissen, zerfetzt. Die Flammen hatten ihn kurzerhand zerstört, verbrannt, und es gab nur noch das Feuer, in dem auch die Totenbrut verging.

Schon einmal hatte ich es erlebt, jetzt öffnete sich wieder dieser schreckliche Abgrund, denn die Gestalten konnten dem tödlichen Mantel nicht entgehen.

Sie stand in ihm. Sie hatten die Arme hochgerissen. Die Hände zuckten ebenso wie die Beine, und sie schmolzen plötzlich zusammen. Als schon brennende Gestalten waren sie in das grünlichrote

Höllenfeuer hineingelaufen, in dem sich die Reste des Stiers mit ihren Körpern vermischten. Da war nichts mehr von ihrer dunklen Kleidung zu sehen. Die Flammen hatten gewonnen.

Kein Rauch, kein Qualm, keine Hitze nahm uns den Atem. Das Höllenfeuer brannte anders. Es waren magische Flammen, deren teuflische Macht durch mein Kreuz gebrochen war. Es hatte nichts abbekommen, es war nicht geschmolzen, es hatte bei der Berührung mit der anderen Macht nur kurz aufgestrahlt und durch dieses Funkeln für eine derartige Reaktion gesorgt.

Sie sanken zusammen.

Der Stier und die beiden Frauen.

Durch die Flammen tanzten noch zwei menschliche Gesichter. Möglicherweise auch durch sie gebildet wie eine letzte Erinnerung, die schließlich in einem über dem Boden zuckenden Meer verlosch und dann nicht mehr vorhanden war.

Ich hob meine Waffe auf, steckte sie ein und zog Wendy Starr aus dem Keller, die nicht mehr in der Lage war, auch nur ein Wort zu sprechen. Aber sie war gerettet, und das stimmte mich froh, denn nicht immer hatte ich dieses Glück…

***

Der Nebel und die Kälte hatten uns wieder. Beides machte uns nichts aus, wir freuten uns sogar darüber, daß wir diese unterirdische Welt hatten verlassen können.

Wendy Starr lehnte mit dem Rücken am Rover, holte immer wieder schnappend Luft und erklärte mir schließlich, daß sie es noch immer nicht fassen konnte.

»Gehen Sie einfach davon aus, daß die Gefahr vorbei ist. Wir haben es geschafft.«

»Wir?«

»Warum nicht?«

Wendy stieß sich ab und umarmte mich. Ihre Arme umfaßten meinen Hals. »Nein, John, das hast *du* geschafft, *du* allein. Ich habe nur Glück gehabt, wahnsinniges Glück, was man nicht immer im Leben haben kann. Ich werde aus dieser Stadt wegziehen. Irgendwohin aufs Land, wo mich keiner kennt und wo ich malen kann. Und wenn ich mich eingerichtet habe, kann ich dich dann anrufen, damit du mich mal besuchen kommst?«

Ich schaute sie an und lächelte. »Ja, Wendy, das kannst du. Das kannst du immer.«

»Versprochen?«

»Klar doch.«

»Dann laß uns gehen. Da muß noch eine Leiche weggeschafft werden.« Sie sprach den Satz aus, dann plötzlich erwischte sie die

Erinnerung an William Cox, sie preßte ihr Gesicht gegen meine Schulter und weinte ihren Schmerz hinaus.

Es war gut, es war besser, denn irgendwann würde auch Wendy Starr vergessen…

ENDE